

1. Familie

»als Familie haben wir nie darüber geredet« (Alexis W., 7/31)

Der Begriff Familie wird in der Literatur sehr unterschiedlich definiert. Festzuhalten ist, dass es nicht ›die Familie‹ gibt, sondern Familie ein historisches (Lenz 2016) und narratives (Macha 2010) Produkt darstellt. Ein sehr häufig beschriebenes Merkmal von Familie ist die Zusammengehörigkeit von zwei (oder mehreren) aufeinander bezogenen Generationen, die zueinander in einer Eltern¹-Kind-Beziehung stehen. Diesem Familienkonzept liegt immer noch ein versteckter Biologismus zugrunde, in dem (stillschweigend) angenommen wird, dass zu einer Familie die leibliche Mutter und der leibliche Vater oder zumindest einer von beiden gehöre (Lenz 2016, S. 174). In der Familienforschung wird als Definitionskriterium oftmals auch der Haushalt genannt, wobei etwa nach Lenz (2016, S. 172f.) der Solidarverband Familie nicht auf den gemeinsamen Haushalt begrenzt ist. Die Familie kann nach innen und außen eine Einheit bilden und tritt im Kontakt mit der Umwelt auch aus der Einheit heraus. Sie kann sich von sozialen Umwelten, z.B. von Nachbar*innen, Verwandten, Freund*innen und Berufskolleg*innen aber auch klar abgrenzen (Macha 2009, S. 15).

Cornelia Helfferich (2017) kritisiert die meist fehlende Geschlechterperspektive in der Familiensoziologie und verknüpft die Konstitution von Familie mit der Konstitution von Geschlecht und spricht aus einer interaktionistischen Perspektive von »Doing gender while doing family« und »Doing family while doing gender« (ebd., S. 13). Riegel (2017; 2021) stellt in der Sozial- und Erziehungswissenschaft ein implizites und explizites Festhalten an der Konstruktion von Normalfamilie fest. »Mit Blick auf die für die Pädagogik und Soziale Arbeit relevante Fachliteratur sowie

1 Auch kann der Begriff »Elter« verwendet werden. Damit wird zum Ausdruck gebracht, dass es nicht immer zwei oder mehrere Personen sein müssen. »Elter« grenzt sich von »Eltern-
teil« ab, der mit dem Wortstamm »Teil« normativ auf ein Ganzes verweist. Dass bei Eltern in unserer Sprache keine Singularform gebräuchlich ist, macht zugleich sichtbar, wie stark unsere Sprache von einer Normalunterstellung durchzogen ist, dass Mutter und Vater zu einer Familie gehören. Übrigens ist »Elter« keine Neuschöpfung, im Frühneuhochdeutsch war diese Form noch vorhanden (vgl. Lenz 2016, S. 169).

auf erziehungswissenschaftliche, soziologische und psychologische Einführungs-, Grundlagen- und Übersichtswerke, die sich dem Thema Familie widmen, wird deutlich, dass queere Familien und Familienformen dort kaum repräsentiert sind.« (Riegel 2017, S. 75). Sie verweist auf implizite und explizite Konzepte einer bürgerlichen, weißen, heterosexuellen, sesshaften, gesunden und leistungsfähigen Familie. Diese »naturalisierten Vorstellungen« einer »Normalfamilie« (Riegel 2021, S. 100) implizieren zudem mindestens zwei Generationen und ein Elter(n)-Kind-Verhältnis (ebd.). Wird auf die Vielfalt von Familie aufmerksam gemacht, finden sich meist Familienbilder von gesund und glücklich wirkenden schwulen oder lesbischen Paaren mit bis zu zwei Kindern (ebd., S. 106).

Familie ist keine autarke und private Erziehungs- und Bildungsstätte, sondern »genauso mit den gesellschaftlichen Normen und Realitäten verbunden wie alle anderen Institutionen auch« (Macha & Witzke 2008, S. 262). Foucault (2014) beschreibt die Familie als »Produktionsapparat« von Machtverhältnissen, die zu einem Gesamtdispositiv führt, obwohl »niemand sie entworfen hat und kaum jemand sie formuliert« (ebd., S. 95). Nachfolgend werde ich familiärer Handlungen im Kontext dieser Machtverhältnisse näher betrachten.

Die erziehungswissenschaftliche Geschlechterforschung zeigt, dass die Familie als »primärer, wenn auch nicht singulärer Ort« (Micus-Loos 2004, S. 1), also noch vor pädagogischen Bildungseinrichtungen, wesentlich zur Bildung von Geschlechterverständnissen und Geschlechterdifferenzen beiträgt. Dabei entstehen familiäre Handlungen und Beziehungen nicht in einem luftleeren Raum, sondern auch sie sind in heteronormativen Diskursen verwoben und folgen deren Ordnungen. Regeln, Handlungsstrategien und Beziehungsmuster der Familien bleiben oft unbewusst (Macha 2009). Die Familie als Lebenswelt hat auf das Selbstverständnis intergeschlechtlicher Kinder großen Einfluss (Krämer 2021). Einige dieser Regeln, Handlungsstrategien und Beziehungsmuster wurden bereits von meinen Interviewpartner*innen zum Teil sehr reflektiert hervorgehoben. Der Familie wird große Bedeutung beigemessen. »Familienbilder sind normativ aufgeladen, vielfach emotional hoch besetzt und dienen dabei als Projektionsflächen eigener Hoffnungen und Ängste. Wir alle haben Idealvorstellungen davon, wie Familie zu sein hat« (Lenz 2016, S. 167). Die Familie wird gar als das »wichtigste Fundament eines glücklichen Lebens« verstanden (Macha 2009, S. 14). Insofern ist es nicht verwunderlich, dass die Familie ein zentrales Thema in den biografischen Erzählungen darstellt. Wie die Interviewpartner*innen Familie konstruieren bzw. welche Aspekte sie für ihre inter*Biografie heranziehen, werde ich nun in den folgenden Kapiteln näher beleuchten. Die Gliederung meiner empirischen Auswertung orientiert sich an den Erzählungen und Relevanzsetzungen der Biograf*innen.

1.1 Die Positionierung der Familie

Aus den Erzählungen ist abzuleiten, dass alle Interviewpartner*innen ab ihrer Geburt mit zwei Eltern in einer heterosexuellen, vermutlich *weißen*, Paarkonstellation aufgewachsen sind. Die Ausbildung und der Beruf der Eltern wurden in unterschiedlichen Erzählkontexten genannt, sie verweisen sowohl auf Arbeiter*innen als auch auf Akademiker*innenfamilien. Alle haben Geschwister, zu denen die Interviewpartner*innen meist explizit anmerken, dass sie nicht intergeschlechtlich sind. Drei Erzähler*innen wuchsen in Familien in ländlichen, zwei in urbanen Regionen auf. Auf den ersten Blick scheint der familiäre Kontext der Biograf*innen in vielerlei Hinsichten privilegiert und einer Mehrheitsgesellschaft zugehörig. Das sind sie auch in einigen Bereichen und doch werden im Verlauf des Interviews psychische Krankheiten der Eltern, Analphabetismus oder Gewalt innerhalb der Familie genannt. Alle diese Aspekte gilt es, in ihrer komplexen Verflechtung in den folgenden Analysen der Lebensgeschichten mitzudenken, auch wenn sie, um personenbezogene Daten zu schützen, nicht immer an jeder Stelle von mir expliziert werden.

Wenn über die Familie berichtet wurde, standen überwiegend die Eltern, oft die Mutter, im Fokus. Die Geschwister und andere Familienmitglieder finden zwar Erwähnung, spielen in den Erzählungen aber eine deutlich untergeordnete Rolle. Überwiegend treten die Geschwister zur Verdeutlichung von gemeinsamen Erfahrungswelten innerhalb bestimmter familiärer heteronormativer Diskurse oder als Vergleichsinstanz bezugnehmend auf (Geschlechts-)Körperentwicklungen auf. Über die Intergeschlechtlichkeit selbst wurde mit den Geschwistern nicht bzw. erst im jungen Erwachsenenalter gesprochen.

Alle Personen beginnen ihre Erzählung über die Verortung als geschlechtliches Subjekt in der Familie. So wird von dem Geburtseignis, der Namensgebung, dem Aufwachsen als Mädchen oder Bub, der katholischen Erziehung oder der heteronormativen Umgebung gesprochen, die als Kontexterzählung des biografischen Verlaufs vorausgeschickt werden. Familie wird dabei nicht als geschlossenes System präsentiert, sondern als Teil einer Gesellschaft, von der die Familie nicht losgelöst agiert.

((atmet durch)) Ja, ich sehe es gar nicht so sehr ((räuspert sich)) als Familienthema irgendwie. (I: Ok.) Also weil, die Familie ist ja auch, (1) die kann ja auch nur in (1) also, (1) die wird ja auch von der Gesellschaft irgendwie so. (I: mhm) also ich würd mir eher was von der Gesellschaft wünschen (Sasha B., 11/36–47)

Die Erfahrungen in der Familie werden von Sasha B. als Teil eines größeren Systems betrachtet, der allein keine Änderungen vollziehen oder losgelöst von der Gesellschaft agieren kann. Vielmehr stellt Sasha B. »die Familie« »der Gesellschaft« gegenüber. Die Formulierung »die Familie« ermöglicht Sasha B. einen allgemeineren

reflektierten Blick, ohne die eigene (»meine Familie«) in den Fokus zu rücken. Nicht nur Sasha B. erzeugt in der Erzählung eine vor »der Gesellschaft« schützenswerte Familie.

Natürlich wollten meine Eltern damals nur das Beste für mich und ich mache ihnen keinerlei Vorwürfe – diese gehen eher an das Team der behandelnden Klinik und auch ein Stück weit an mein restliches Umfeld: das System Schule hat meines Erachtens in dieser Phase komplett versagt. (Alexis W., 8/7–9)

Alexis W. bekräftigt hier das ideale Familienbild (Lenz 2016, S. 176), in dem »Eltern nur das Beste« für ihre Kinder wollen. Dies wird mit dem Wort »natürlich« unterstrichen. Alexis W. stellt sich schützend vor die Handlungen der Eltern und übt stattdessen am »Umfeld« der Familie Kritik. Deutlich wird auch hier die klare Gegenüberstellung von Familie und dem »restlichen Umfeld«. »Keinerlei Vorwürfe« ist eine Bekräftigung, die Eltern zu entschuldigen.

In den nachfolgenden Kapiteln wird gezeigt, wie wenig in den Erzählungen die Handlungen der Eltern vom gesellschaftlichen Umfeld zu trennen sind. Die durch die Erzähler*innen einführende biografische Kontextualisierung der Familie rekonstruiere ich als vorausgeschickte entschuldigende und *schützende Erklärungsversuche* des familiären Umgangs mit Intergeschlechtlichkeit.

1.1.1 Die Familie als Teil der heteronormativen Gesellschaft

Als Kinder war für meine Schwester und mich völlig klar, dass »Familie« nur VATER-MUTTER-MINDESTENS ZWEI KINDER sein kann. Das spielten wir mit Hingabe und tagelang mit unseren Puppen, zusammen mit den anderen Kindern in unserer Siedlung und ohne jemals eine Alternative erlebt zu haben. Homosexualität, ja sogar ein Leben als Single – das gab es in unserem Umfeld absolut nicht! Selbst Trennungen und Scheidungen waren tabu – im Freundeskreis meiner Eltern gab es zur damaligen Zeit keine einzige Trennung oder Scheidung, alle Menschen lebten im traditionellen Familienverband. Ein einziges Paar im Umfeld meiner Eltern hatte keine Kinder (ein Arbeitskollege meines Vaters und seine Frau, mit denen meine Eltern engeren Kontakt hatten), und das war mit viel Heimlichtuerei verbunden, wurde nie auch nur annähernd thematisiert. (Alexis W., 2/33–41)²

2 Die zitierten Textauschnitte von Alexis W. sind Auszüge aus der Antwort meines Schreibaufrufs. Anführungszeichen, Satzzeichen oder Großbuchstaben etwa wurden wie von der Erzähler*in übermittelt übernommen. Somit sind auch alle nachfolgenden Ausschnitte (anonymisierte) Zitate, die sich von den Transkripten aus den Interviews unterscheiden.

Hier wird retrospektiv eine Familiensituation beschrieben, die deutlich macht, dass Inter* keinen Raum haben konnte, nicht vorstellbar und benennbar war. Alexis W. kontextualisiert die Familie in einem Umfeld, in dem alles, was der heteronormativen, klassischen Normalfamilie nicht entsprach, verheimlicht und tabuisiert werden musste. Alexis W. verdeutlicht damit die Unmöglichkeit der Thematisierung von Intergeschlechtlichkeit. Wenn schon Scheidung und Trennung oder Kinderlosigkeit ein Tabu darstellten – wie sollte dann Inter* je thematisiert werden können? Durch die Äußerung »das gab es in unserem Umfeld absolut nicht!« markiert Alexis W. retrospektiv ein Verbot. »Absolut nicht«, das Rufzeichen und die Großbuchstaben zur Beschreibung des Familienbildes lassen die Formulierungen wie Ver- und Gebot erscheinen, die in der Familie keinen anderen Spielraum zugelassen hätten. So verdeutlicht Alexis W. mit der Erzählung über das alternativlose Puppenspiel ein regelmäßiges tagelanges »Einüben« und eine performative Zitation der familiären Geschlechterdiskurse, in der Intergeschlechtlichkeit nicht existierte. Alexis W. repräsentiert sich als Kind, das sich diesen Normen fügen musste, nichts Anderes kannte. Die »Heimlichtuerei« kann als Symbol von verbotenen Diskursen jener heteronormativen Familienbilder gelesen werden.

Ähnlich positioniert Sasha B. die Familie als christlich geprägt und »jung«, in der Intergeschlechtlichkeit als schwer zu thematisierendes Thema eingeführt wird.

Also ich bin vor xx Jahren geboren, 19XX, äh. in eine junge Familie, hab eine größere Schwester, m::: die ist nicht intersexuell. ((lacht kurz)) [*Nach kurzer Beschreibung der Berufe der Eltern setzt Sasha B. fort:*] die waren relativ jung, wie sie uns gekriegt haben. Also irgendwie so Anfang Mitte Zwanzig (l: Mhm) Und. Ahm (1) Also mein Vater ist in das Elternhaus meiner Mutter gezogen, wo praktisch meine Großeltern auch bis heute noch wohnen. Mit meinen Eltern gemeinsam im Haus. Äh, in Ort A, also das ist so am Land, so Halbland, irgendwie so. mit einem schönen großen Garten, wo die Oma Gemüse anbaut und der Opa Bienen hält und so Geschichten. Also recht idyllisch eigentlich. Ä:::hm die Großeltern sind sehr katholisch. So::: haben das auch immer versucht an ihre Nachkommen weiterzugeben. Meine Mutter hat sich dann erst sehr spät emanzipiert. Dann irgendwann erst Mitte Dreißig oder so erst. (l: Mhm.) Also das heißt, ich habe am Anfang auch (1) doch sehr, also, ja (1) sehr viel christliche Werte einfach generell vermittelt gekriegt und so. (Sasha B., 1/33–2/3)

Sasha B. beschreibt eine intergenerative Familienkonstellation, wobei die »junge Familie« (Sasha B. mit der nicht-intersexuellen Schwester und den jungen Eltern) im Zentrum steht. Das Umfeld beschreibt Sasha B. als »idyllisch«, ländlich und von »christlichen Werten« geprägt, d.h. als eine Umgebung, in der sich Inter* schwer einfügen lässt. Die zweifache Erwähnung der »jungen« Eltern dient möglicherweise als implizite Begründung für die Unerfahrenheit und mögliche Überforderung mit Themen, die in dieses idyllische Bild nicht passen, es irritieren. Die christlichen

Werte vermitteln heteronormative, konservative Ansichten (wie »Gott schuf Mann und Frau«, »du sollst Vater und Mutter ehren« oder »du sollst nicht Ehe brechen«), die Verständnisse von Zweigeschlechtlichkeit, heterosexueller Ehe und heterosexuellem, monogamem Begehren als Gebot stabilisieren. Auch die beschriebene späte Emanzipation der Mutter markiert die Schwierigkeit, bestimmte Familienbilder aufzubrechen und sich (christlichen) Normen zu widersetzen.

Die Erzählungen über die Familie werden in starren heteronormativen Machtverhältnissen kontextualisiert. Um Intergeschlechtlichkeit in der Familie thematisieren zu können, bräuchte es kritischere und reflektiertere Perspektiven, die Erfahrung und ein bestimmtes soziales Umfeld erfordern.

1.1.2 Individuelle Schwierigkeiten der Eltern

Nicht nur das generalisierte gesellschaftliche Umfeld, sondern auch konkret beschriebene individuelle Hindernisse der Eltern werden als Grund dafür herangezogen, dass Intergeschlechtlichkeit in der Familie kein Thema werden konnte.

Eine sehr wichtige Bezugsperson für mich war immer (und ist nach wie vor) meine Mutter. Da es ihr aber psychisch besonders zu Beginn meiner Pubertät sehr schlecht ging, vermied ich es, Fragen zu stellen, die ihr »Sorgen machen« könnten. (Alexis W., 4/3–5)

Das Bedürfnis, die Familie nicht belasten zu wollen, wird in einigen Erzählungen geäußert. Hier wird die Mutter als »sehr wichtige Bezugsperson« eingeführt, auf die Alexis W. vielleicht auch deshalb besonders Rücksicht nehmen möchte. Der Vater, die Schwester oder andere Familienmitglieder scheinen hinsichtlich jener erwähnten Fragen keine geeigneten Bezugspersonen zu sein und werden in der Erzählung nicht thematisiert.

Alexis W. formuliert die zu vermeidenden und Sorgen machenden Fragen nicht näher aus. Allerdings wird der Zeitpunkt »zu Beginn meiner Pubertät« genannt, der sich mit der psychischen Belastung der Mutter zeitlich überlappte. Alexis W. vermittelt in dieser Erzählsequenz die Notwendigkeit, Stabilität für die Mutter aufrechterhalten zu müssen. Ordnungen, etwa durch Geschlechter- und Körpernormen, durften durch Fragen nicht irritiert werden, da sie die Psyche weiter destabilisieren könnten. Mit der Pubertät können Veränderungen des (so gelesenen) Geschlechtskörpers einhergehen, auf die sich beispielsweise solche Fragen beziehen könnten und zu viel Unruhe verursachen könnten. Die psychische Verfassung der Mutter wird also die der eigenen psychischen Belastung, die Alexis W. an anderer Stelle auch durch »nagende Fragen« (4/8) verdeutlicht, vorgereicht. An dieser Stelle berichtet Alexis W. allerdings noch gar nicht von jenen »nagenden Fragen«. Vielmehr vermittelt Alexis W., dass generell Fragen, die zum Beispiel grundsätzlich

zu Beginn der Pubertät bei Kindern auftreten können, zum Schutz der Psyche der Mutter nicht gestellt wurden. Die Thematisierung des intergeschlechtlichen Körpers als innerhalb bestehender Normen unbekannter und ordnungsirritierender Körper war demnach gar nicht denkbar.

Alexis W. markiert in dieser Erzählung Intergeschlechtlichkeit als etwas, das für die Thematisierung eine enge Bezugsperson und eine psychische Belastungsfähigkeit erfordert. Sind diese Voraussetzungen nicht gegeben, sind bereits dahingehende Fragen nicht denkbar.

In folgender biografischer Erzählung wird der Bildungsstand des Vaters als Argument für die fehlende Thematisierung herangezogen:

Mein Vater wollte immer zwei Buben haben. und er hat nicht so viel gewusst. (I: ok.) Also er war Handwerker. (Kris M., 5/33–38) Er möchte zwei Buben, immer. Er hat es nie so verstanden. Er ist nie auf eine Universität gegangen, oder so. (I: Ja) Er ist nur (1) er hat den Meister gemacht, aber er kann nicht schreiben. Er ist nicht lange in die Schule gegangen, er hat alles mit seinen Händen gelernt. (I: ok.) Und er hat die Prüfung mündlich gemacht und dann nur gezeigt und so. Er kann nicht schreiben. (Kris M., 15/36–40)

Kris M. betont mehrmals im Verlauf des Interviews, dass der Vater »zwei Buben haben« wollte. Die Wiederholung lässt vermuten, dass Kris M. diese Aussage sehr häufig gehört hat. Das fehlende Verständnis für die Intergeschlechtlichkeit führt Kris M. auf die Ausbildung des Vaters zurück (»er ist nicht lange in die Schule gegangen, er hat alles mit seinen Händen gelernt«, »er hat es nie so verstanden«). Um Intergeschlechtlichkeit verstehen zu können und sich damit auseinandersetzen zu können, braucht es demnach eine schulische oder am besten eine universitäre Ausbildung. Intergeschlechtlichkeit steht in diesem Zusammenhang für etwas Abstraktes, für dessen Verständnis Bildung und Schreiben erforderlich ist. Kris M. hebt damit die gesellschaftliche Abwesenheit von Wissen über Geschlechterkonzepte hervor, die über (patriarchale) Zweigeschlechtlichkeit hinausgehen.

1.1.3 Zwischenfazit

Familie wird besonders in den Anfangserzählungen als soziale Einheit kontextualisiert, die gesellschaftlichen Normen (wie heteronormativer, christlicher und konservativer Familienbilder) unterworfen ist und in der individuelle Schwierigkeiten der Eltern eine Thematisierung der Intergeschlechtlichkeit verunmöglichen.

Die Erzählpassagen verweisen auf die Positionierung der Familie in einem bestimmten Umfeld. Sie war eingebettet in Machtverhältnisse, geprägt von Heteronormativität, religiösen Werten und Unerfahrenheit durch Alter oder Bildung, was dazu führte, Intergeschlechtlichkeit nicht thematisieren, denken oder leben zu

können. Direkte Schuldzuweisungen werden in den Erzählungen nicht formuliert. Die Familie wird als schützenswert dargestellt, die von Machtverhältnissen und bestimmten Gegebenheiten abhängig ist. Das soziale Umfeld und individuelle Probleme der Eltern werden den eigenen (teils schwierigen) familiären Erfahrungen vorangestellt.

Mit Blick auf das bereits oben angeführte, nun erweiterte, Zitat von Sasha B.

((atmet durch)) Ja, ich sehe es gar nicht so sehr (räuspert sich) als Familienthema irgendwie. (I: Ok.) Also weil, die Familie ist ja auch, (1) die kann ja auch nur in (1) also, (1) die wird ja auch von der Gesellschaft irgendwie so. (I: mhm) Also ich würd mir eher was von der Gesellschaft wünschen. Ä::hm darum hätte ich mir einfach gewünscht, dass einfach. ja. (5) Einfach das Wissen, dass es das gibt. (Sasha B., 11/36–47)

verweist Sasha B. mit dem Wunsch »einfach das Wissen, dass es das gibt«, auf einen strukturellen Ausschluss des Themas auf vielfältiger gesellschaftlicher Ebene, dem die Familie ausgeliefert zu sein scheint. Dass der Wunsch nach dem »Wissen, dass es das gibt«, sich nicht so »einfach« darstellt, zeigt die machtvolle Wirkung von heteronormativen Diskursen, beginnend bei der Geburt, auf die ich u.a. im nächsten Kapitel eingehen werde.

1.2 Klassifikation und Erziehungsauftrag durch höhere Machtinstanzen

In Anlehnung an Foucault (1991) wird meist von »äußeren« Machtinstanzen gesprochen (vgl. z.B. Tabor 2007), wodurch ein Dualismus (von inneren und äußeren Instanzen) vermittelt wird. Die Formulierung »höhere Machtinstanzen« soll Institutionen, Diskurse und Praktiken beschreiben, die legitime Sprecher*innenpositionen über Intergeschlechtlichkeit hervorbringen können. In den vorliegenden biografischen Erzählungen zeigen sich in klinischen und in christlich-katholischen Kontexten geschlechtliche Zu- und Einschreibungsprozesse, die professionalisiert und institutionalisiert gerahmt sind. Daran schließen Entscheidungen über Erziehung, Namensgebung und Eingriffe in die körperliche Integrität des Kindes an. Nach Foucault (2015) ist Macht nicht nur als unterdrückend, sondern auch als ermöglichend und produktiv zu verstehen. Wie die Erzählungen nachfolgend zeigen werden, haben medizinische und religiöse Kontexte das Potential, Beruhigung und Ordnung zu schaffen, intergeschlechtliche Körper zu schützen, sie aber auch krank zu machen und zu versehren.

1.2.1 Geburtsklassifikation und Erziehungsauftrag unter klinischen Blicken

Eltern sind schon früh mit der Frage nach dem Geschlecht ihres Kindes konfrontiert. Im Kapitel »sexing des Fötus« macht Cornelia Schadler (2013) deutlich, dass bereits die Geschlechtsbestimmung des ungeborenen Fötus per Ultraschall für Eltern wichtig ist, damit der Fötus »menschliche Attribute« (Schadler 2013, S. 203) erhält. »Vielen werdenden Eltern war es sehr wichtig, das Geschlecht des Kindes zu wissen, um den Fötus richtig adressieren zu können und um über passende Namen nachzudenken oder passende Produkte für diesen zu kaufen« (ebd.) Auch das soziale Umfeld des werdenden Elternpaares fragt nach dem Geschlecht. Ganz im Gegensatz dazu war es in medizinischen Kontexten für Eltern schwierig, das Geschlecht nicht zu erfahren, wenn sie das nicht wollten (ebd., S. 204). Die Geschlechtsbestimmung ist sozial so menschlich essenziell und selbstverständlich, dass ein Zurückhalten dieser Information aktive Gegenwehr der Eltern erfordert. Schadler schreibt weiters: »Zweigeschlechtlichkeit an sich wurde aber von keiner Informant*in meiner Studie in Frage gestellt. Auch in den Forenbeiträgen, in Büchern, Broschüren und in der Überblicksliteratur ist kaum die Rede von einer Hinterfragung der Einteilung des Menschen in Frau und Mann. Lediglich in der medizinischen Literatur fanden sich Hinweise auf Abweichung von der Norm in Verbindung mit genetischen Anomalien« (ebd., S. 204; vgl. dazu auch Ghattas 2017). So wissen die wenigsten werdenden Eltern, dass ihr Kind intergeschlechtlich sein könnte (Rosen 2021, S. 244). Wenn das Kind dann intergeschlechtlich ist, machen Eltern oft belastende Erfahrungen (Krämer 2021), die sowohl durch pathologische Begriffe entstehen können als auch durch heteronormative und verletzende Reaktionen im persönlichen Umfeld.

Ursula Rosen (2021), selbst Mutter eines intergeschlechtlichen Kindes, diskutiert eine »sinnvolle« (ebd., S. 248) Erziehung des inter*Kindes und vermittelt dabei den Eindruck, dass diese Kinder anders zu erziehen sind. Heteronormative Strukturen legen das nahe, doch werden alle Kinder einem sozialen Geschlecht (überwiegend binär) zugeordnet, mit weitreichenden Auswirkungen auf das Kind und sein Umfeld. Ursula Rosens (2021) Ausführungen (ebd., z.B. S. 248f.) zeigen jedoch, dass dies eben nicht so losgelöst vom (Geschlechts-)Körper des Kindes denkbar zu sein scheint. Wie determinierend die hegemoniale Körperbeschau des Kindes bereits pränatal, aber jedenfalls ab der Geburt auf die soziale Zukunft des Kindes und seine Eltern wirkt, zeigen die nachfolgenden Ausführungen.

Geburtsereignis und Namensgebung

»Als Mädal einfach einmal. Susanne haben sie mich dann genannt.« (Sasha B., 2/13)

In folgender Erzählung berichtet Sasha B. von der eigenen Geburt. Da die Geburt selbst nicht bewusst erinnert werden kann, kann davon ausgegangen werden, dass sich die Erzählung auf Schilderungen anderer damals anwesender Personen stützt. Der dem Geburtsereignis nicht normentsprechende Verlauf erforderte aber eine Thematisierung dieses Geschehens (vgl. dazu auch Gregor 2015). Diese Erzählung kann für Sasha B. als besonders bedeutsam rekonstruiert werden. Denn Sasha B. wurden die geschilderten Ereignisse bis ins Jugendalter vorenthalten. Mit dieser detailreichen Schilderung integriert Sasha B. die Erzählungen der Mutter nun im Nachhinein zu einer vollständigen Biografie(erzählung). Die Geburt hat außerdem eine große Relevanz für die fortführende Erzählung der inter*Geschichte.

Ähm. Ja. (5) Äh (1) Genau. Ähm. Wie ich auf die Welt gekommen bin war's. (1) ä::hm. nicht. ähm. jo:::, ähm. habens mich angeschaut und haben, (1) waren ein bissl verunsichert. Also, (1) meine Großtante hat mich als, war meine Hebamme und die hat irgendwie. also es war schon im Krankenhaus, aber, sie war die Hebamme irgendwie. U::nd hat gemeint, ja::: schon irgendwie komisch oder so, aber (1) ja (1) aber (1) noch im Rahmen. So irgendwie. (I: Mhm.) U::nd, also als Mädal einfach einmal. Susanne haben sie mich dann genannt. (Sasha B., 2/3–13)

Sasha B. leitet nach kurzer Skizzierung des Werdegangs der Eltern zur Erzählung über die eigene Geburt über. Wenn auch die Erzählung nicht aus der eigenen Erinnerung stammt, veranschaulicht sie in ihrer le(i)bhaft(ig)en Beschreibung nicht nur die Perspektive der Person, die Sasha B. davon berichtet hat, sondern auch die eigene Vorstellung und kritische Perspektive von Sasha B. darauf, wie über den eigenen (Geschlechts-)Körper verhandelt wurde. Die Erzählung verdeutlicht den machtvollen Blick auf den eigenen Körper, der »angeschaut« wird und eine bestimmte Ordnung eines Geburtsereignisses »verunsichert«: Der Blick auf die Genitalien des Kindes dient in der Regel als objektiver Beweis (Kessler & McKenna 1978). Hirschauer schreibt in diesem Zusammenhang von der »Geburtsklassifikation« (Hirschauer 1994, S. 683). Auch Judith Butler legt am Beispiel der Anrufung bei der Geburt »es ist ein Mädchen!« die Notwendigkeit der Performativität der Geschlechtsbestimmung dar (Butler 1991; 1995). In der Erzählung von Sasha B. wird nun deutlich, dass auch die Hebamme, um sprechen zu können, die Zweigeschlechter-Ordnung performativ aufrechterhielt und in der binären Logik eine Anrufung unternimmt. Denn eine solche Anrufung des Geschlechts eines Kindes nicht zu praktizieren, würde bedeu-

ten, das Kind als geschlechtliches Subjekt an einen »sozialen Unort« (Butler 2009) zu drängen. Sasha B. verweist nicht nur auf die Hebamme als professionalisierte Geburtshelferin, sondern auch als »Großtante«, sodass ein familiäres Verhältnis deutlich wird. Möglicherweise ist gerade auch deshalb eine Entintelligibilisierung durch eine Äußerung wie »da stimmt etwas nicht« durch die Hebamme als Großtante ausgeblieben. Während es im medizinischen Kontext grundsätzlich um möglichst präzise Diagnosen und Körpervermessungen geht, könnte die Handlung *der Großtante* als Strategie einer familiären Entlastung gelesen werden. Die Rahmung erfolgt also innerhalb einer binären Ordnung. Die Formulierung »noch im Rahmen« sichert eine normalisierende und sozial akzeptable Zuordnung und ermöglicht Sasha B. und den Eltern (vorerst) eine Einordnung. Diese Macht der Klassifikation war der Großtante aufgrund ihrer Profession als Hebamme und in einem institutionellen Rahmen »im Krankenhaus« möglich.

Die *Namensgebung* dient als hegemoniale Praxis, in der dieser Zuordnungsakt unterstrichen wird. »Der Name soll einerseits die Einmaligkeit des Kindes, andererseits auch dessen Zugehörigkeit zum Ausdruck bringen [...]« (Schweizer 2018, S. 46). Susanne ist zweifellos ein weiblicher Name, der im Umfeld fortan zitiert werden kann. »Der Name wird amtlich nicht nur vermerkt, als Ausdruck des Rechts darauf, einen Namen zu haben. Es besteht auch die Pflicht, einen Namen zu tragen« (ebd.). Als Mädchen zugeordnet und als Susanne benannt wird eine doppelte performative Herstellung von Geschlecht ermöglicht und die Geschlechterordnung stabilisiert.

Deutlich wird in der Erzählung auch, dass der Akt des »Anschauens« und Formulierungen wie »irgendwie komisch« nicht konkret benannt werden. Das Verbot der Benennung (Foucault 1991) bzw. daraus resultierend auch das tatsächliche Fehlen von Worten stabilisiert somit die binäre Ordnung. Interessant ist, dass auch Sasha B. in der Erzählung die fehlende Sprache wiederholt. Es bleibt unausgesprochen, was an Sasha B.s Körper als Baby angeschaut (»mich angeschaut«) wurde und weshalb Sasha B. »als Mädchen einfach einmal« und »noch im Rahmen« zugeordnet wurde. Benennbarkeiten waren vermutlich damals nicht vorhanden und auch im Interview kann darüber nicht konkret gesprochen werden. »Mich angeschaut« ist jedenfalls eine Beschreibung der ganzheitlichen Person, die darauf verweist, dass das »Anschauen« der Babys mehr als eine Bestimmung der Genitalien betrifft, sondern eine *Subjektivierung* erfolgt.

Sasha B. erzählt weiter von »mehreren Untersuchungen« und unterschiedlichen Kontexten des »Anschauens« auf und in den Körper noch vor dem ersten Lebensjahr, nachdem ein Leistenbruch festgestellt worden ist. Die Beschau des Körpers von Hebamme und Ärzt*innen im Krankenhaus verdeutlicht die retrospektive Erfahrung von Verobjektivierungsprozessen des eigenen Körpers. Dabei wurde unter einem »klinischen Blick« (Foucault 1988) von unterschiedlichen Ärzt*innen eine »vergrößerte Klitoris gesehen« und in den »Bauchraum geschaut« (Sasha B., 2/18).

Die Herstellung einer beruhigenden Ordnung

Eltern intergeschlechtlicher Kinder stehen in medizinischen Kontexten oft vor großen Herausforderungen: Sie »stehen sozusagen immer zwischen dem medizinischen System und dem intergeschlechtlichen Kind. Sie müssen aufgeklärt, überzeugt, belehrt werden, sie treffen Entscheidungen über Operationen, das Erziehungsgeschlecht und über den Grad der Offenheit und Geheimhaltung innerhalb und außerhalb der Familie« (Krämer 2021). Ähnliches beschreibt auch Sasha B. über das Erleben der Mutter:

und meiner Mutter ist es immer schlechter gegangen dabei, weil sie sich gar nicht wohl gefühlt hat, da. (I: Mhm.) U:::nd hat dann einem Arzt vertraut, der ihr gesagt hat, dass ich ein ganz normales Mädsl bin, dass ich einfach, dass sie mich so aufziehen soll, ganz normal. und das passt schon alles. So irgendwie. (3) Sie hätte dann halt irgendwie nu öfter mal zur Kontrolle kommen sollen, hat's dann aber nicht gemacht, weil sie wollte dann einfach von dem Ganzen nichts mehr wissen, sie wollte einfach, ä:h ja, weil (1) das hat ihr einfach nicht getaugt. Das hat ihr vom Gefühl her nicht zugesagt. Dass die mich so komisch behandelt haben, wie so eine Sensation oder so. (I: Mhm.) U:::nd dann bin ich eben aufgewachsen. (Sasha B., 2/21–36)

Sasha B. beschreibt hier die Mutter auch als beschützend vor weiterer Beschau des Körpers und der Möglichkeit des Aufwachsens innerhalb einer Normalität. Auch eine Überforderung und psychische Belastung der Mutter deutet Sasha B. an. Die Mutter vertraute einem Arzt, der als pädagogischer Erziehungsratgeber auftrat und die binäre Ordnung wiederherstellte. Die Worte des Arztes »ganz normales Mädsl« und »das passt schon alles« stellten eine kurzfristig beruhigende Ordnung für die Mutter her. Kontrollen, die diese Normalität wieder destabilisieren könnten, führte die Mutter nicht weiter. Der Normalisierungsprozess wurde nach der Beratung durch den Arzt durch die Mutter und ihre Erziehung (der Vater wird hier nicht genannt) fortgesetzt. Dieser Prozess hat eine wichtige Funktion: »eben aufzuwachsen« ohne Sensation und Unsicherheit. Eine Beruhigung wird über Normalisierungsprozesse erlangt, die *innerhalb der binären Ordnung* verlaufen. Sasha B. verdeutlicht in der Erzählung, dass ein »eben« Aufwachsen erst dann möglich war, als eine Normalität »als ganz normales Mädsl« geschaffen worden ist. Die andere Option bestünde aus Unsicherheiten, medizinische Beschau und viele Untersuchungen. Sasha B.s Erzählung ist demnach eine reflektierte kritische Perspektive zu entnehmen. Eine kritische Perspektive auf die Geschlechtszuordnung, den Einhalt der Binarität und die Medizin.

Die Macht ärztlicher Aussagen wird in diesen Sequenzen besonders sichtbar. Die Äußerung oder Diagnose »ein ganz normales Mädal« ermöglichte eine erste beruhigende Ordnung. Die Erziehung wurde durch den ärztlichen Blick eingeleitet

und »genehmigt«. Hätte die Mutter keine*n Ärzt*in getroffen, der*die »passt schon alles« gesagt hat, wären die Untersuchungen und Kontrollen möglicherweise aufgrund der Unsicherheit, ob alles »noch im Rahmen« ist, weitergelaufen. Mediziner*innen nehmen entscheidenden Einfluss auf die geschlechtliche Erziehung und damit auf den Subjektivierungsprozess. So werden auch Namensgebungen nicht nur einfach innerhalb der Familie entschieden, sondern durch ärztliche (und juristische) Entscheidungen erst ermöglicht. Nichtsdestotrotz wird an dieser Erzählung aber auch deutlich, dass die ärztliche Herstellung einer geschlechtlichen Ordnung nur zu einer oberflächlichen Beruhigung der Mutter führte, indem sie sich gegen weitere empfohlene Untersuchungen entschied. Einerseits kann dies als Strategie der Mutter gelesen werden, weiteren möglichen Beunruhigungen zu entgehen, andererseits lässt sich daraus ableiten, dass diese machtvollen ärztlichen Äußerungen bzw. Erziehungsempfehlungen keine tiefgehenden Beruhigungen für Sasha B.s Mutter schaffen, sondern sie spürt (»vom Gefühl her«), dass etwas nicht in Ordnung ist, für das ihr kein hilfreicher Umgang aufgezeigt werden konnte.

1.2.2 Intergeschlechtlichkeit als »Gottes Wille«

also, (1) ich bin katholisch aufgewachsen. und meine Mutter hat immer gesagt, das ist Gottes Wille, und wir lassen das so. und, ich bin nicht operiert. (Kris M., 28/35–38)

ich wurde mit zehn Jahren katholisch getauft. Und als ich elf, zwölf Jahre alt war, bin ich zum katholischen Priester gegangen. Und sie haben mir gesagt, meine Mama war da auch, (1) er hat gesagt, es war Gottes Wille und meine Mama hat das auch gesagt zu mir, als ich ein kleines Kind war. Das ist Gottes Wille. dann lassen wir das so, und lassen das sein. und wir machen nur, was notwendig ist. und der Priester hat das auch gesagt. nur was notwendig ist. und das ist Gottes Wille, und so. und, (1) also, ich glaube, das ist richtig. (Kris M., 6/27–33)

Bereits im ersten Zitat finden sich einige wesentliche Aspekte: Kris M. wuchs »katholisch« auf. Damit legitimiert Kris M. in der Erzählung (wie damals die Mutter und der Priester) die Rahmung einer bestimmten Erziehung. Der Priester³ tritt hier an die Stelle einer*s Mediziner*in, um für Beruhigung und Ordnung zu sorgen. »Gottes Wille« erscheint schicksalhaft, unantastbar und unkritisierbar. So legitimiert Kris M. auch, dass sie nicht operiert ist. Kris M. verweist dabei vermutlich auf

3 Interessanterweise wird auch in der australischen Studie der Priester bzw. »spiritual advisor« als Person angeführt, der sich etwa 30 % aller Teilnehmer*innen anvertrauen (Jones 2016, S. 613f.).

Inter*Diskurse, in denen zum Zeitpunkt des Interviews die meisten inter*Erzählungen von chirurgischen geschlechtsverändernden Eingriffen geprägt sind⁴. »Gottes Wille« dient hier dem Schutz des Körpers von Kris M., gleichzeitig tritt Gottes Wille schicksalhaft auf. Mit Gottes Wille ist nicht zu verhandeln. Da ihr auch die Mutter das »immer« gesagt hat, kann vermutet werden, dass auch der Mutter dieser Wille eine wirkungsvolle und hilfreiche Erklärungsstütze gewesen ist.

Kris M.s Erinnerung »Mama hat das auch gesagt zu mir, als ich ein kleines Kind war« ist als Kontrasterzählung zu den anderen Interviews zu lesen: Kris M.s Mutter sprach mit ihr schon im frühen Alter und ermöglichte unter dem Schutz des mächtigen Willen Gottes eine Thematisierung und den Schutz des Körpers (»nur das was notwendig ist«). Kris M. bewertet auch retrospektiv diese Erfahrung und Entscheidung positiv: »ich glaube, das ist richtig«. Bei näherer Betrachtung wird aber deutlich, dass in diesen Erklärungen »es ist Gottes Wille« oder »das ist Gottes Wille« nicht benannt wird, *was* eigentlich Gottes Wille ist. Das »Es« und »Das« bleiben Unbekannte (dazu mehr im nachfolgenden Kapitel IV.1.3.2).

1.2.3 Grenzen der Thematisierung

Wie bereits deutlich wurde, ermöglichen medizinische und religiöse Kontexte einen Aufbruch der Tabuisierung. Andrea A. betont in nachfolgender Passage das (Nicht-)Wissen innerhalb der Familie, mit einer Ausnahme, nämlich der Tante.

Ah. (2) Der Großteil der Familie weiß es nicht. (1) (I: mhm) Eine Tante weiß es. Die war nämlich Krankenschwester, (1) u::nd die hat mich dann in Stadt Y, wie ich im Spital war, ahm bei der Gonadenentfernung besucht. ahm, die hat mir ahm (3) die hat mir (1) irgendwas hat sie mir empfohlen (1) irgendeinen Arzt oder, ich weiß nimmer (I: Mhm). Also die hat es gewusst. (Andrea A., 16/3–11)

Der Großteil der Familie blieb außerhalb eines Wissens über das »Es«. Lediglich die Tante durfte davon wissen, weil sie Krankenschwester war. Der Beruf qualifiziert die Tante als Wissende und als Gesprächsperson über »Es« rund um die »Gonadenentfernung«. Die Tante *als Krankenschwester bietet* eine Gesprächsmöglichkeit. Relevant scheint auch der Ort des Gesprächs zu sein: »im Spital«. Diese Kombination ermöglichte ein Sprechen auch innerhalb der Familie. Bei weiterer Betrachtung blieb das Gespräch jedoch *bei medizinischen Themen*: Die Tante empfahl einen Arzt. In diesem eng gesteckten Rahmen findet das »Es« also eine Benennung, darüber hinaus, außerhalb des Spitals und medizinischer Kontexte, scheint ein Sprechen ausgeblieben

4 Kris M. bewegt sich mit ihrer Erzählung damit auch in machtvollen Inter*Diskursen, in dem es notwendig erscheint zu erwähnen, nicht operiert zu sein.

zu sein. Es eröffnen sich die Fragen, ob ein Sprechen mit der Tante auch über andere Dinge als über die Empfehlung von weiteren Ärzt*innen möglich gewesen wäre, und vor allem: Wäre die Tante in der Lage (gewesen), über Anderes als über Medizinisches mit Andrea A. zu sprechen?

1.2.4 Zwischenfazit

Unter »höhere Machtinstanzen« verstehe ich ein Zusammenspiel von Institution, Diskursen und Praktiken. Das Agieren als Priester*in oder Mediziner*in, die durch den Berufsstand und die damit zugeschriebene Macht legitime Sprecher*innenpositionen einnehmen, wird von Institutionen wie dem Krankenhaus oder der Kirche gestützt. Damit können sie auf Erziehung und pädagogische Diskurse wesentlichen Einfluss nehmen, obwohl die ausübenden Akteur*innen pädagogisch nicht professionalisiert sind. Der Priester schafft durch »Gottes Wille« Beruhigung und Ordnung, Ärzt*innen treten als Wissende und Richter*innen über Körper, Gesundheit und Krankheit auf. Deutlich in den Erzählungen wird, dass dem medizinischen Personal und dem Priester ein Sprechen über Intergeschlechtlichkeit möglich ist bzw. sie sozial dazu legitimiert zu sein scheinen, das Thema zu verhandeln. Obwohl in katholischen christlichen Diskursen (vgl. z.B. Tabor 2007) das Tabu besonders oft und stark hervortritt und sie auch von meinen Interviewpartner*innen als Argumentationslinie für geschürte Tabus und verschlossene Kommunikation herangezogen werden (vgl. Kapitel IV.1.1), zeigt die Erzählung von Kris M., dass Geschlechtskörper-Tabus in religiösen Kontexten auch aufgebrochen werden. Unter Bezugnahme auf »Gottes Wille« darf darüber gesprochen werden und »es« gilt nicht als verbannungswürdig⁵ (»wir lassen das so. und ich bin nicht operiert«). Über »klinische Blicke« und durch »Gottes Wille« dürfen Stellvertreter*innen der Medizin und Religion Tabus behandeln und regulieren. Sie stellen Normalität her, beruhigen an der Oberfläche und festigen damit auch bestimmte Diskurse:

Meine Eltern und ich jedoch wurden von den behandelnden Ärzten dermaßen allein gelassen mit der Situation, dass sie keine Chance hatten, aus eigener Kraft einen anderen als den »verordneten« Weg zu gehen. (Alexis W., 7/43–45)

Foucault (1994) kennzeichnet die Medizin als Machtwissen, das disziplinierende und regulierende Wirkung hat. Obwohl mit Ärzt*innen über die Intergeschlechtlichkeit gesprochen werden konnte, passierte das nur über Verordnungen und Diagnosen. Die regulierende Wirkung war über den medizinischen Kontext hinaus für familiäre Kontexte wenig hilfreich. Außerhalb eines medizinischen Diskurses blieben Eltern

5 So verweist auch Sigmund Freud (1999, S. 26ff.) beispielsweise auf Priester, denen der Kontakt mit einem Tabu gestattet wurde, ohne Ausgrenzungen fürchten zu müssen.

und Kind »allein« bzw. fehlten weitere Umgangsformen, Sprech- und Sprachoptionen. Obwohl Mediziner*innen und Priester*innen also legitime Sprecher*innenpositionen zugeschrieben bekommen, ist auch ihnen nur ein bestimmtes Sprechen möglich. Ihren Möglichkeiten als Erziehungsberater*innen sind deutliche Grenzen gesetzt. Die Beratung über Kris M.s Intergeschlechtlichkeit blieb überwiegend eine über ein »Es«, die keine genauere und positiv besetzte Beschreibung oder positiven Umgang mit Intergeschlechtlichkeit enthält. Die medizinische Erziehungsberatung für Sasha B.s Mutter (ein »ganz normales Mädcl«) hinterlässt ein Gefühl des Unbehagens und führt zur Vermeidung weiterer medizinischer »Kontrollen«.

Es entstand das Gefühl eines »Sonderfalls«, wie dies Alexis W. in medizinischen Kontexten beschreibt.

(...) denke ich, dass die behandelnden Ärzte besonders in der ersten Phase meiner Klinik-Karriere mich unschwellig immer als Alien, als Sonderfall und Sensation betrachtet und behandelt haben. Durch diese Haltung haben sie meinen Eltern eben dieses Gefühl vermittelt, die es dann an mich weiter gaben und mein soziales Umfeld, das ja nicht weiter involviert war, hatte keine Chance, dieses Gefühl abzufedern oder dem etwas entgegen zu setzen. Hier hätte meines Erachtens Sozialarbeit, psychologische Begleitung und auch ein Umgang mit dem Thema in der Schule viel geholfen und mein bis heute andauerndes Kämpfen mit Verstecken und Verschweigen verringert. (Alexis W., 6/5–12)

Den behandelnden Ärzt*innen wird eine besondere Macht zugeschrieben, auch weil sie die einzigen Personen sind, die Inter* (auf problematische Weise) thematisieren. Alexis W. stellt den medizinischen Kontext als isolierte Institution dar, die »betrachtet« und »behandelt«, wodurch erneut der Eindruck der Verobjektivierung vermittelt wird. Alexis W. markiert die Leerstelle von psychosozialer und pädagogischer Unterstützung, die medizinische Kontexte nicht abdecken können. Verstecken und Verschweigen sind »bis heute« eine notwendige Folge. Auch das »andauernde Kämpfen« verweist auf eine stetige Anstrengung ohne nachhaltigen Erfolg, der in hegemonialen Diskursen nicht möglich zu sein scheint. Diese Leerstelle zeigte sich auch bei Sasha B. durch die folgende totale Tabuisierung der Intergeschlechtlichkeit in der Familie und bei Kris M., die ebenso nur auf Gottes Wille im familiären Umgang verweisen kann. Die durch medizinische oder religiöse Machtinstanzen hervorgebrachten Sprechweisen und hergestellte (beruhigende) Ordnung erwies sich für den familiären Alltag als deutlich beschränkend, wie letztlich auch die Erzählung über das Gespräch zwischen Andrea A. und der Tante (als Krankenschwester) verdeutlicht, die keinen Austausch über medizinische Themen hinaus enthielt.

1.3 Zwischen Tabuisierung und Normalisierung

Formen der Tabuisierung innerhalb der Familie und besonders in der Beziehung zwischen Eltern und Kind zeigen sich in allen vorliegenden biografischen Erzählungen in sehr ausgeprägter und vielschichtiger Form. Die Erzähler*innen sprechen von einem Nicht-Sprechen *dürfen*, aber auch von einem Nicht-Sprechen *können*. Jürgen Tabor bezeichnet ein Tabu in dualistischer Denkweise als »Negativ der Norm« (Tabor 2007, S. 24), Barbara Oetl hingegen als notwendige Ergänzung zu festgeschriebenen Gesetzen und Reglementierungen (Oetl 2019, S. 35). Normen werden über das Gewissen in den individuellen Körpern eingeschrieben und internalisiert (Guzy 2015, S. 21). Kennzeichnend für Tabus und ihre Wirkungsweise sind die damit verbundenen Formen der Selbstdisziplinierung. Im Gegensatz zu Normen und Gesetzen bzw. expliziten Verboten, wirken Tabus durch innere Mechanismen, die sich in Peinlichkeit, Scham und/oder Schuld äußern (Benthien & Gutjahr 2008, S. 7f.). Dabei ist auch an Butlers Ansatz zur leidenschaftlichen Verhaftung an sozialen Normen (Butler 2001) zu erinnern. Michel Foucault beschreibt in seiner Analyse der Macht über den Sex von einer bestimmten »Logik der Zensur«:

»vom Verbotenen darf man nicht sprechen, bis es im Wirklichen vernichtet ist; das Nichtexistente hat auf keinerlei Äußerung ein Recht, nicht einmal im Bereich der Rede, die seine Nichtexistenz aussagt; und was man verschweigen muß, wird als das Untersagte schlechthin aus der Wirklichkeit verbannt. Die Logik der Macht über den Sex wäre somit die paradoxe Logik eines Gesetzes, das sich als Einschärfung von Nichtexistenz, Nichtkundgabe und Schweigenmüssen äußert« (Foucault 2014, S. 86).

Tabus sollen »weder gedanklich noch verbal« verhandelt werden (Oetl 2019, S. 38). Begeht ein Mensch einen Tabubruch, verlangt die bestehende Ordnung eines gesellschaftlichen Systems nach Sanktionen. Hirnforscher*innen stellten fest, dass die Furcht vor den sozialen Konsequenzen ähnliche Zentren im Gehirn aktiviert, wie dies bei der Empfindung von physischen Schmerzen der Fall ist (ebd., S. 45). Dies verweist einmal mehr darauf, welch immense Macht dem Tabu innewohnt. Tabor (2007) spricht von der Norm als »äußere Macht« und dem Tabu als »innere Macht«. Dieser Dualismus zeigt sich jedoch in meinen Interviews so nicht und wird der Komplexität und dem Ineinandergreifen von Tabuisierung und Normalisierung nicht gerecht. Nachfolgend möchte ich diese vielseitigen und komplexen Ausformungen darlegen.

1.3.1 Fehlende Erzählungen und Auslassungen

In fast allen Erzählungen wird thematisiert, dass Eltern zentrale biografische Ereignisse ausgelassen bzw. verschwiegen haben. So wurden Sasha B. bis zum fünfzehnten Lebensjahr die Intergeschlechtlichkeit und die Ereignisse der Geburt vorenthalten. Auch Andrea A. spricht indirekt von fehlenden Erzählungen, die sich beispielsweise auf den Informationsaustausch zwischen Ärzt*innen und der Mutter beziehen. Alexis W. berichtet von unrealisierbaren Gesprächen über Körper und Geschlecht innerhalb der Familie. Besonders eindrücklich ist die Erzählung von Kris M.: Sind all die anderen Erzähler*innen zumindest mittlerweile überwiegend informiert, fehlen Kris M. auch als erwachsener Person noch entscheidende Erzählungen über die ersten Lebensjahre.

Im gesamten Verlauf der biografischen Erzählung betont Kris M. das gute und liebevolle Verhältnis zu den Eltern. Und doch war es immer wieder durch eine stark eingeschränkte Kommunikation zu den Eltern in Bezug auf die eigene Geschlechtlichkeit gekennzeichnet. An dieser Stelle wird in einem beiläufigen Kommentar auf eine totale Verdunkelung der ersten Lebensjahre hingewiesen:

also vielleicht als Baby als ein Mädli (1) aber (1) das weiß ich leider nicht (2) ich hab nur so Bilder gesehen, wie ich so drei vier Jahre alt war und wie sie mich so als Bub angezogen haben. (Kris M., 23/34–36)

Baby- und Kinderfotos von sich aus der Zeit vor dem vierten Lebensjahr scheint Kris M. nicht zu kennen. Die Formulierung von Kris M., »nur so Bilder gesehen« zu haben, lässt vermuten, dass Kris M. Kinderfotos von sich grundsätzlich nicht besitzt. Kris M. scheint hier einiges vorenthalten worden zu sein, was sie dazu zwingt, lediglich Vermutungen anzustellen (»vielleicht als Baby so als ein Mädli«). Das »leider« markiert ein Bedauern und vermutlich den Wunsch, mehr über sich zu erfahren. Deutlich wird in dieser Passage die fehlende Kommunikation zu den Eltern. Der Grund der fehlenden Bilder aus der Zeit vor dem vierten Lebensjahr wird nicht genannt. Kris M. deutet allerdings an, dass sie in den ersten Lebensjahren als Mädchen klassifiziert worden sein könnte. Hinsichtlich einer normativen Geschlecht(skörper)ordnung schien die Vermittlung einer unveränderlichen Geschlechterzuschreibung (Garfinkel 1967, S. 124f.) vermutlich für Kris M.s Eltern erforderlich gewesen zu sein. Zudem war zum Zeitpunkt der Geburt von Kris M. der Inter*Diskurs über »Behandlungen« von Inter* von Geheimhaltepraktiken gegenüber dem Kind geprägt (vgl. Money & Ehrhardt 1972).

Sasha B. erzählt von Erfahrungen des Andersseins in Bezug auf den eigenen (Geschlechts-)Körper, woraufhin Sasha B. das fehlende Sprechen zum Thema macht:

es hat aber niemand mit mir darüber geredet. Also, meine Eltern nicht und sonst auch niemand (1) Und ich habs auch nicht geschafft darüber zu reden, weil es war irgendwie so ein Tabu. (Sasha B., 3/7–9)

Deutlich wird in diesem Abschnitt, dass niemand »mit mir« (und nicht: ich mit jemanden) darüber geredet hat. Sasha B. hätte sich möglicherweise gewünscht, dass jemand ein Gespräch mit Sasha B. »darüber« sucht. »Und ich habs auch nicht geschafft, darüber zu reden« vermittelt eine große Anstrengung, die nicht bewältigt wurde. Das Tabu wird als unüberwindbar geschildert. »Es war irgendwie so ein Tabu« enthält durch Formulierungen »so« und »irgendwie« Hinweise auf die Wirkmächtigkeit und subtile Komplexität des Tabus. Es gibt kein explizites Verbot, weil »es« nicht benannt wurde, sondern durch eindeutige heterosexuelle binäre Geschlechter- und Erziehungsdiskurse zu etwas Anderem wird, das »irgendwie« unausgesprochen und unbenannt blieb.

1.3.2 Sprachliche Tabus – »Es« und »Das«

In den biografischen Erzählungen tauchen bemerkenswert oft die Wörter »es« bzw. »das« im Zusammenhang mit dem Thema Intergeschlechtlichkeit auf und oft bleibt unklar, was damit gemeint ist. Ich verstehe diese Formulierungen stellvertretend für Unbenanntes, Unsagbares und Unthematisierbares. Das »Es« kann auch die Bedeutung eines Nicht-benennen-*Wollens* ausdrücken. So taucht auch in der Studie von Krell & Oldemeier (2017, z.B. S. 101) ein »es« im Zuge der elterlichen Kommunikation auf. Ohne, dass darauf in der Studie explizit näher eingegangen wird, verweisen die zitierten Stellen darauf, dass die Eltern das »es« stellvertretend nutzen, um die Homosexualität der eigenen Kinder nicht zu benennen. Das erinnert an ein Sprechen über Genitalien respektive der Intimzone, in der oftmals von »da unten« oder auch »im Schritt« gesprochen wird, um Tabus nicht offen auszusprechen. Und doch *gibt* es auf Homosexualität oder männliche und weibliche Genitalien bezogene Begriffe. Die mir vorliegenden biografischen Erzählungen geben darauf den Hinweis, dass hinsichtlich der Intergeschlechtlichkeit das Wissen über eine Möglichkeit des Benennens über ein »Es« hinaus fehlt; sowohl für die Personen selbst als auch oft für die Eltern. Retrospektiv können meine Interviewpartner*innen zwar partiell über ihre Intergeschlechtlichkeit sprechen. Aber sobald sie in familiäre Erinnerungen eintauchen, reproduzieren sie (unbewusst) die (zumindest damals) fehlende Sprache.

So erzählt Andrea A. über das vorhandene Wissen in der Familie nach Erhalt ihrer Diagnose⁶:

6 Der nachfolgende Interpretationstext wurde bereits in einer Vorversion publiziert (Enzen-dorfer 2021, S. 101f.).

Ahm. (2) Ich glaub meine Großeltern wissns nicht. (I: mhm) Ich glaub auch, (1) die meisten Anderen wissns nicht. Aber, wenns um Verwandte gegangen ist hats eigentlich immer (1) mei- meine Mama auf- aufgeklärt. Also, (I: mhm) bei Verwandten habs nie ich erzählt. (Andrea A., 16/15–23)

In dieser Passage führt Andrea A. das Thema Wissens über etwas Bestimmtes innerhalb der Familie ein, ohne zu konkretisieren, wovon eigentlich gesprochen wird. Es wird auch vor dieser Passage nicht klar, wovon Andrea A. konkret spricht. Stattdessen verbergen Verben wie »wissns«, »habs« ein rätselhaftes »Es«, dessen Erläuterung fehlt.

Bemerkenswert ist auch die wiederholende Formulierung »glauben«, die die Unklarheit und Ungewissheit über das vorhandene Wissen der Großeltern oder der »Anderen«, der Verwandten, markiert. Nicht nur das, was sie wussten, ist unklar, sondern, ob sie überhaupt etwas wussten, musste einer Vermutung weichen und konnte offenbar bisher nicht mittels einer Nachfrage oder eines Gesprächs mit den Verwandten geklärt bzw. besprochen werden. Wenn die Verwandten etwas wussten, dann nur durch eine Aufklärung durch die Mutter. Ein Phänomen, das sich mit Coming-Out-Erfahrungen einiger LGBTQ Jugendlicher deckt: Außerhalb des engsten Familienkreises wissen viele Jugendliche nicht, wer über ihr Outing informiert ist (Krell & Oldemeier 2015, S. 19). Die umfangreiche Tabuisierung äußert sich offensichtlich in solchen Kommunikationsklemmen innerhalb der Familie. In dieser Passage kann die Funktion der Mutter auch als unterstützend gelesen werden, indem sie Andrea A. vor Aufklärungsgesprächen schützte. Gleichzeitig verdeutlicht dieser Umstand die Schwierigkeit der Versprachlichung und die damit einhergehende Vulnerabilität auch im Kontext von Familie.

Wie bereits im vorigen Kapitel angedeutet, sind auch in Kris M.s Sprechen über Intergeschlechtlichkeit als Gottes Wille »Es« und »Das« deutlich präsent.

und meine Mutter hat immer gesagt, es ist Gottes Wille, und wir lassen das so. (Kris M., 28/35–38) und der Priester hat das auch gesagt. nur was notwendig ist. und das ist Gottes Wille (Kris M., 6/27–33)

In den Erklärungen »Es ist Gottes Wille« oder »Das ist Gottes Wille« wird nicht benannt, was eigentlich Gottes Wille ist. »Es« und »Das« bleiben Unbekannte, die aber dann doch so selbsterklärend wirken, als ob sie nicht unbedingt einer weiteren Erläuterung bedürften. Und doch bleiben »es« und »das« vage. Gottes Wille macht »es« existent und berechtigt, indem es innerhalb eines religiösen Diskurses eine Konzeptualisierung erfährt. Trotzdem hält eine weitere Tabuisierung an, indem das »Es« unbenannt bleibt. In der gesamten biografischen Erzählung wird deutlich, dass Kris M. das geschlechtliche »Es« und »Das« für sich nicht einordnen kann. Wie komplex

sich dieses »Es« noch ausgestaltet und nicht bloß als Variation der Geschlechtsmerkmale übersetzt werden kann, werde ich im Verlauf der Studie weiter analysieren.

1.3.3 Tabus bestimmter Körperpraktiken

Einige meiner Erzähler*innen berichten von fehlender sexueller Aufklärung, verhaltener Körperlichkeit in der Familie generell und im Besonderen in Bezug auf Nacktheit.

U:::nd. ähm. (1) in meiner Familie wars auch nicht (1) nicht (1) normal, dass man sich jetzt nackt zeigt. Ich mein, (1) meine Eltern waren schon, also man hat sie schon nackt gesehen und so. (1) aber es war total ok, wenn wir Kinder uns praktisch da:: ((atmet durch)) nicht nackt gezeigt haben. Ab einem gewissen Alter sozusagen. Und (1) darum (1) ja (1) ist da auch niemand sozusagen draufgekommen, dass ich da anders ausschaue. (Sasha B., 3/9–14)

Sasha B. differenziert in der Erzählung zwischen »nackt gezeigt« und »nackt gesehen«. Obwohl die Eltern schon nackt gesehen wurden, war es »total ok«, sich als Kind ab einem gewissen Alter nicht nackt zu zeigen. Das Zeigen könnte auch auf den Wunsch, sich mitzuteilen verweisen. Und doch impliziert die Formulierung »draufgekommen, dass ich da anders ausschaue« die Angst des Dahinterkommens eines Geheimnisses, das nicht an- bzw. ausgesprochen werden kann. Darin ist eine Spannung zwischen dem Wunsch nach und der Angst vor einem Erkennen des Andersseins enthalten.

In der Passage taucht, ähnlich wie das »Es«, ein »da« auf, vermutlich als Benennung einer Körperregion, der äußeren Genitalen (häufig und nicht zufällig »Intimbereich« genannt). Ein zwar spezifischer Verweis auf einen (Körper-)Ort, aber einen unbenannten Ort. Interessant ist, dass hier ein »wir Kinder« anstelle eines Ich tritt – eine Praxis, die offenbar auch für die »nicht intersexuelle« Schwester galt und als etwas Gemeinsames erlebt wurde.

Grundsätzlich finden sich solche Erzählungen vermutlich in vielen (auch nicht-intergeschlechtlichen) Familien. Auch der Verweis auf ein »gewisses« Alter lässt vermuten, dass mit dem Fortschritt der Entwicklung des Geschlechtskörpers Scham, Intimität und Peinlichkeit toleriert (»ok«) wurden. Sasha B.s Formulierung »total ok« kann als sehr tolerant und verständnisvoll gelesen werden, aber auch als »total« im Sinne von allgewaltig und absolut: zu zeigen haben wir uns »da« nicht. Jedenfalls werden Mechanismen der Tabuisierung von Geschlechtsmerkmalen wirksam.

Alexis W. berichtet nicht nur von einer »verpönten Nacktheit« (4/24–25) in der Familie, sondern auch von einem Tabu rund um die Regelblutung und dem damit einhergehenden Verbergen von Hygieneartikeln der menstruierenden Familienmitglieder:

Als ich ca. 11 war, bekam meine Schwester ihre erste Regelblutung – bezeichnen-derweise, als sie mit meinem Vater unterwegs war, so dass es am Abend in der Familie Thema werden musste (mein Vater war wohl sehr überfordert mit der Situation.), aber nach einem kurzen Gespräch darüber wurde nie wieder (und auch vorher nie nie nie) über den weiblichen Zyklus geredet. Ich sah während meiner gesamten Kindheit und Jugend nie irgendwo »Hygieneartikel« – da meine Mutter diese schon immer total verborgen aufbewahrt hatte, machte es meine Schwester später genau so. (Alexis W., 3/13–19)

Die Regelblutung ist grundsätzlich ein Thema, das selten offen dargelegt, sondern als Problem und an den Grenzen der Normalität gelesen wird (Newton 2016, S. 56). So kann es z. B. peinlich sein, Tampons oder Binden zu kaufen; außerdem stehen sie in vielen Haushalten nicht sichtbar herum (ebd., S. 184); Menstruationsblut wird in Werbungen blau dargestellt, um das Blut zu verdecken und es »reiner« aussehen zu lassen. Der Tabu-Diskurs zur Menstruation reicht weit in eine Zeit zurück, in der die Menstruation als etwas Toxisches⁷ galt. Deshalb ist es grundsätzlich nicht verwunderlich, dass auch bei Alexis W. Hygieneartikel nicht sichtbar waren und über die Menstruation nicht gesprochen wurde. Die Erzählung über das Nichtthematisieren der Menstruation und das Verstecken der Hygieneartikel kann aber auch als eine Deckerzählung gelesen werden, um zu verdeutlichen, dass »Geschlechtliches« und »Körperliches« nicht thematisiert wurde und verheimlicht werden musste. Andere Beispiele können für Alexis W. vielleicht auch nicht gut benannt werden, weil vieles diffus und nicht benennbar blieb. Es fehlten die Worte und Beschreibungen des Eigentlichen, worüber nicht geredet werden durfte (»nie nie nie«).

Erzählungen wie die von Sasha B. und Alexis W. können also als *Deck- und Belegerzählungen* für die fehlende Kommunikation und Aufklärung gelesen werden. Nicht nur Inter* wurde in der Familie nicht benannt, sondern grundsätzlich wurden der Geschlechtskörper und damit einhergehende Prozesse wie die Menstruation versteckt.

So schreibt Alexis W. bezeichnenderweise von einer »körperlosen« Erziehung, die zwar auf die Erziehung einer Freundin bezogen war, aber auch Voraussetzung für eine Freundschaft zu sein schien, um über Körperthemen nicht sprechen zu müssen.

(...) und hatte weiterhin nur eine enge Freundin, die aber sehr konservativ und sehr »körperlos« erzogen worden war – auch mit ihr kam das Gespräch nie auf Körper-Themen. (Alexis W., 5/2–4)

7 So wurde noch in den 1920er Jahren die Frau als unrein deklariert und sollte möglichst wenig berühren. Dafür gab es auch medizinisch-wissenschaftliche Untersuchungen, in denen belegt wurde, dass Blumen in Händen menstruierender Frauen angeblich schneller verwelken (vgl. Schick 1920).

Der Einsatz expliziter Verbote bestimmter Körperpraktiken zeigt sich nur sehr selten in den Erzählungen über familiäre Kontexte. Tabuisierungen wirken viel subtiler und damit ausreichend auf die Selbstregulierung, ohne dass die explizite Aussprache eines Verbots erforderlich ist. In den folgenden Erzählsequenzen schien allerdings ein solches Verbot dennoch notwendig:

Dann in der vierten Klasse, dann wollte ich meine Ohringe haben. Aber meine Mutter hat gesagt, nein. (I: ok) Und ja. da war ich zehn Jahre alt. (Kris M., 20/51–52)

ab und zu gab es ein bisschen Streit was ich für eine Kleidung anziehe. Die Kleidung hat mir mein Vater oder meine Mutter gegeben, was ich anziehen soll und ich habs dann angezogen. jeden Tag. (Kris M., 21/14–16)

als ich schon Vollzeit gearbeitet hab, war ich so einundzwanzig Jahre alt. (1) dann habe ich mich draußen schon selbst bekleidet und also, (1) meine Eltern habens nicht gewusst, weil (1) ich hab dann gewusst (1) also die würden mich schimpfen. (Kris M., 23/10–16)

In den drei Erzählauschnitten zeigen sich Verbote in unterschiedlichem Ausmaß bis zum einundzwanzigsten Lebensjahr. Im Alter von zehn Jahren wollte Kris M. Ohringe tragen. Interessant ist das ergänzende Possessivpronomen »meine Ohringe«. Möglicherweise ist diese Formulierung so zu verstehen, dass Kris M. durch ihren weiblich konnotierten Schmuck auch ihren Körper und ihre Geschlechtsidentität als weiblich bestätigte. Außerdem ging die Aneignung des Schmucks auch mit eigenen Ohrlöchern einher, die vielen Mädchen bereits im frühen Alter gestochen werden. Die Mutter verweigerte jedoch Kris M. »meine Ohringe« mit einem klaren »nein«. Vor dem Hintergrund, dass der Vater immer zwei Buben wollte, die Mutter »da mitgegangen« ist und Kris M. einen männlichen Geschlechtseintrag hatte, wurden Kris M. weibliche Gendermarker wie Ohringe verboten.

In der weiteren Passage geht es um »ein bisschen Streit« in Bezug auf die Kleidung. Auch diese Passage impliziert ein Verbot, nämlich das Verbot der Kleidung, für die sich Kris M. entscheiden wollte. Auch wenn sich hier »ein bisschen Streit« bemerkbar machte, und damit Kris M. offensichtlich auch Widerstand artikuliert bzw. artikulieren konnte, wurde die Kleidung letztlich durch eine wiederholende Praxis der Eltern »jeden Tag« reguliert. Diese Passage verdeutlicht die erforderliche Zitation von Geschlecht, die besonders bei Kris M. eben nicht sicher männlich war. Schließlich war »es Gottes Wille« und »wir lassen es so«. Und doch gab es einen männlichen Geschlechtseintrag, der auch durch passende Kleidung unterstrichen und performativ hergestellt werden musste. Die Kleidung enthält auch das Wort »Kleid«, das gesellschaftlich klassifizierten Mädchen vorenthalten bleibt. Die-

ses elterliche Ver- und damit einhergehende Gebot, nämlich keine weibliche, sondern männliche Kleidung zu tragen, hielt bis zum 21. Lebensjahr an. Kris M. lebte zu dieser Zeit noch im Elternhaus. So scheint es, dass diese Verbote zu dieser Zeit noch galten, die aber – im Vergleich zu einem »nein« gegenüber einem zehnjährigen Kind und einem erfolglosen »bisschen Streiten« – nun zu einem »Schimpfen« übergegangen sind. Kris M. kleidete sich mittlerweile »draußen« selbst und trug auch, wie im Interview zwischendurch erwähnt, Kleider. In der Familie bzw. dem Familienhaus (»drinnen«) verheimlichte Kris M. diese Bekleidung. Das Verbot »nein« konnte gegenüber einer Einundzwanzigjährigen offensichtlich nicht mehr ausgesprochen werden und doch wirkte es subtil bei Kris M. weiter und äußert sich zumindest noch in einer Befürchtung vor einem »Schimpfen« und damit vor einer konfliktreichen bis gefährdeten Beziehung zu den Eltern. Jones (2017) hat in einer Studie über intergeschlechtliche Personen ein nicht seltenes Verhalten der Eltern beschrieben: Sie versuchen, das Kind im vorgegebenen Geschlecht zu bestärken und Druck auszuüben. Deutlich wird in der vorliegenden Sequenz aber, dass diese elterlichen Verbote der Einverleibung durch Ohrringe oder andere als weiblich gelesene Körperpraxen letztlich nicht wirkten. Kris M. trägt mittlerweile Kleider und lebt als Frau. Dennoch markiert Kris M. in der biografischen Erzählung immer wieder Schuldgefühle gegenüber den Eltern (vgl. Kapitel IV.1.4.2). Offene Gespräche mit ihnen fehlen bis heute. Auch wenn diese Erzählung in vielen transgeschlechtlichen Kontexten auftaucht, ist hier zudem zu bedenken, dass Kris M. auch intergeschlechtlich ist und einem zusätzlichen Tabu unterliegt, das Kris M. die offene Kommunikation mit den Eltern zusätzlich erschwerte.

1.3.4 Tabus eigensinniger Körper: Aufrechterhaltung einer Normalität

Wie schwierig es für alle Familienmitglieder ist, den intergeschlechtlichen Körper zu thematisieren, wird auch in der folgenden Erzählpassage deutlich. Sasha B. stellt in dialogischer Form die Perspektive der Mutter und die eigene dar. Selbst offensichtliche Körperentwicklungen konnten von beiden Seiten nicht zu einem Tabubruch führen.

I: Weil du gesagt hast, dass es ganz schrecklich gewesen ist, also (1) dass du es auch den Eltern sagst? Also (3) im Grunde hast du ja ganz am Anfang gemeint, dass deine Mama es ja schon mitgekriegt hat, dass-

S: Ja. Aber sie hat nicht mit mir drüber geredet. Und jetzt habe ich immer geglaubt, sie weiß nichts. (I: Ok, ok. Hm.) Mhm. Also, (1) sie hat dann danach dann (1) extreme Schuldgefühle gehabt und so. bis heute noch eigentlich. (1) aber, (1) ja (1) es ist so gewesen. (I: Mhm.) Und sie hat es einfach nicht geschafft. weil irgendwie, ich mein, (1) es war schon irgendwie (1) also sie hat immer ge-

wusst, sie muss es machen, sie muss mit mir reden, sie muss mit mir reden, (1) aber sie hat's halt immer ständig aufgeschoben und aufgeschoben und gehofft, dass irgendwie doch alles ok ist und normal. und. genau. (1) Aber ja, (1) keine Ahnung ((lacht)) Ich war doch schon fast fünfzehn, hab keine Tage gehabt, dafür eine tiefe Stimme, (1) und (1) ((lacht)) (l: Ja.) Also eigentlich. also sie hätt (1) so rein objektiv betrachtet das schon checken müssen. Aber (1) ja. (4) Sie hat halt auch nie gelernt, dass man über Sexualität redet und über so:: Sachen. (7) Also es ist einfach ein wenig zu wenig geredet worden bei uns. Ja, (1) also über so persönliche (1) Sachen. Über Gefühle, und (1) ja. so (1) Tabuzonen. (Sasha B., 9/14–10/12)

Die Erzählung lässt sich wie ein Dialog lesen, in dem Sasha B. die Position der Mutter verständnisvoll anführt, darauf aber in Form eines inneren Dialogs aus der eigenen Position heraus reagiert. Dabei wird vor allem die Parallelität der Gedankenwelten von Mutter und Sasha B. deutlich, die lange Zeit keine gemeinsame Kommunikation gefunden haben. So stehen die Sichtweisen, die Sasha B. eindrucksvoll auch von der Mutter einbezieht, nebeneinander. Nach einer Erklärung zur Perspektive der Mutter, die vermitteln soll, dass sie eigentlich nur Gutes im Sinne hatte und »alles normal« haben wollte, bringt Sasha B. nun die eigene Position als Antwort: »Ich war doch schon fast fünfzehn, hab keine Tage gehabt, dafür eine tiefe Stimme«. Das zweimalige Lachen kann als Reaktion auf die Absurdität, dass die Mutter versuchte, eine Normalität aufrechtzuerhalten, die »objektiv« mit Blick auf die Körperentwicklungen nicht zu halten war, gedeutet werden. Auch kann das Lachen als Ausdruck von Verzweiflung gelesen werden, die auch in der Aussage »ich war doch schon fast fünfzehn« zu erkennen ist.

Wie die Passage zeigt, durchdringt der hegemoniale heteronormative Diskurs selbst die engsten familiären Beziehungen und ist auch nicht auszuhebeln, obwohl der Körper in seiner Eigensinnigkeit schon lange diesem widerspricht. Der widersprüchliche eigensinnige Körper konnte in der Familie nicht verhandelt werden. In Anlehnung an das Konzept »Silencing« (Dewahn 2009) kann hier speziell der *Körper selbst als »gesilenced«*⁸ verstanden werden. Sasha B. führt dieses Verhalten auf fehlende Lernprozesse der Mutter, »über Sexualität und so Sachen zu sprechen«, zurück. »So Sachen« bleiben erneut zuerst unbenannt und werden dann durch »Gefühle« und »Tabuzonen« konkretisiert. Möglicherweise ist dies auch ein Hinweis auf das »Es«, das viel mehr Themenbereiche einbezieht als »nur« die körperliche Variation.

8 Nachfolgend verwendet ich den Ausdruck »gesilenced«, der mir in der deutschen Sprache grammatikalische Formulierungen wie z.B. »gesilencede Körper/Subjekte« ermöglicht.

1.3.5 Grenzen offener Kommunikationskultur

also meine Eltern haben mich wirklich immer geliebt zuhause (I: Ja) Und wenn ich ein Problem gehabt habe, dann kann ich immer was sagen. und. also. (I: ok). Also mein Vater hat immer von seinen Schwierigkeiten erzählt, und. wenn man keine Familie hat und umsiedelt und so. Freunde bleiben nicht lang. (I: Ja) Ja (2) und ja, ich bin schon durchgekommen. (Kris M., 21/45–48)

Die Familie wird von Kris M. in dieser Passage als wichtigster Beziehungsort dargestellt. Kris M. betont die ihr widerfahrene Liebe in der Familie und »immer was sagen« zu können, wenn es ein Problem gab. Auch der Vater habe offen über seine Schwierigkeiten gesprochen. Gleichzeitig steht diese Erzählung im Kontrast zu Berichten im Interview über den Vater, der immer zwei Buben wollte, sowie über das Verbot von Kleidern und Ohrringen. So schien es Grenzen der offenen Gesprächskultur gegeben zu haben. Das »Durchkommen« verweist auf eine wichtige Basis des familiären Zusammenhalts, aber ebenso auf einen nicht einfachen Weg durch die Kindheit und Jugend.

Grenzen der familiären Kommunikation und glücklichen Kindheit beschreibt auch Alexis W. in einer Erzählung über die Mutter sehr eindrücklich:

Sie war im Alltag bis auf kurze Phasen immer absolut zuverlässig für mich und uns da, hat uns durch Rituale und einen guten, schönen Alltags-Rahmen mit vielen Angeboten, viel persönlichem Engagement und viel Herz eine sehr schöne, bunte Kindheit und Jugend bereitet, aber die bohrenden, nagenden Fragen konnten wir ihr wenig stellen (...). (Alexis W., 4/5–9)

Rituale enthalten Rahmungen, die Zuverlässigkeit ermöglichen, aber auch klar in ihren Handlungsabläufen abgesteckt bleiben. Auch die Formulierung »Alltags-Rahmen mit vielen Angeboten« vermittelt klare Grenzen innerhalb dieser vielen Angebote.

»Engagement und viel Herz« erinnert an Kris M.s Erzählung über die Liebe in der Familie, die allerdings bohrende, nagende Fragen dennoch nicht erlaubte. Sie hatten in diesem abgesteckten Rahmen keinen Platz.

Alexis W. schreibt von psychischen Erkrankungen der Mutter, die zusätzlich offene Gespräche und Konflikte erschwerten. Aber auch jenseits davon beschreibt Alexis W. die Kommunikation mit den Eltern wie folgt:

[...] Probleme wurden nie offen besprochen, sondern immer nur hinter geschlossenen Türen diskutiert, Schwieriges wollten meine Eltern meist »nicht wahrhaben«. (Alexis W., 7/19–20)

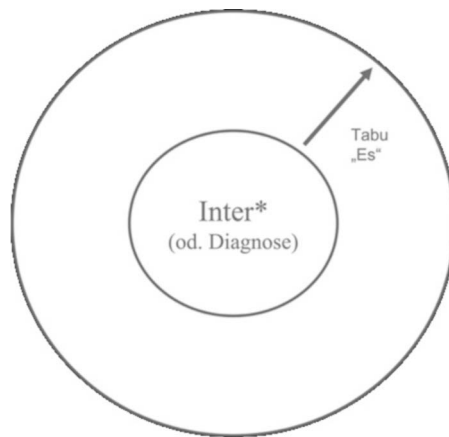
Alexis W. vermittelt in dieser Erzählung ein Bild, in der Alexis W. von offenen schwierigen Gesprächen in der Familie ausgeschlossen blieb (»hinter verschlossenen Türen«). Die Diskussionen vermitteln nämlich durchaus ein Austragen und Klärungsversuche in der Familie, allerdings nicht vor oder mit Alexis W. Das Bild »hinter geschlossenen Türen« vermittelt auch einen Wunsch von Alexis W.: Nämlich, dass »Schwieriges« auch angesprochen werden sollte. Ein vermeintlicher Schutz der Eltern durch verschlossene Türen verhinderte, »bohrende und nagende« Fragen klären zu können. Vielmehr verstärkten solche Erfahrungen ein Anderssein und besonders auf traumatisierende Art und Weise.

1.3.6 Zwischenfazit

In diesem Kapitel wurden unterschiedliche Ausformungen zwischen Tabuisierung und Normalisierung in der Familie ausgearbeitet, in denen es darum geht, über die Intergeschlechtlichkeit und damit einhergehende Fragen und Unsicherheiten zu sprechen. Die Erzähler*innen wussten und spürten, dass darüber nicht gesprochen werden sollte, ohne aber das »darüber« benennen zu können. Überwiegend findet das Tabu Ausdruck in einem undefinierten »Es«. Ganze *Vorbereiche* des Sprechens wurden unterbunden, die wie nicht zu betretene Vorräume den zentralen Tabu-Raum schützten. So zeigen sich ganze Auslassungen und Verdunkelungen von Lebensjahren, wenn beispielsweise Kris M. keine Fotos über ihre ersten Lebensjahre zu sehen bekam. Sasha B. wurde trotz aller gegenläufiger eigensinniger Körperentwicklungen weiterhin normalisierend als Mädchen angerufen, während der *gesilencte Körper* nicht thematisiert oder durch Nacktheit gezeigt werden konnte. Da sich in der Erzählung retrospektiv Intergeschlechtlichkeit überwiegend durch Formulierungen wie »es« und »das« völlig vage und als verschwommener Graubereich darstellt, finden auch Erzählungen bestimmter Körperpraktiken nicht über die Intergeschlechtlichkeit selbst, sondern über Deckerzählungen statt, indem beispielsweise versteckte Hygieneartikel, ein fehlendes Sprechen über Sexualität oder eine körperlose Erziehung problematisiert wurden. So zirkulieren alle Erzählungen um das Thema Inter*, ohne es je konkret benennen zu dürfen oder zu können. Es bieten sich einige Hinweise auf einen sehr komplexen Themenbereich an, der nicht nur Intergeschlechtlichkeit als Körperlichkeit umfasst, sondern beispielsweise auch damit im Zusammenhang stehende Gefühle.

Abbildung 2 soll einen ganzen *Radius* an Vorbereichen des Nicht-Sprechens skizzieren. Alexis W. vermittelt mit der Beschreibung »rund um die Diagnose wurde nie in der Familie darüber geredet« (Alexis W., 7/24–25) einen Radius, der sich über die Diagnose und Intergeschlechtlichkeit als Variation der Geschlechtsmerkmale hin- aus formiert.

Abbildung 2: Radius an Vorbereichen des Nicht-Sprechens



Angelehnt an Konzepten über Tabus (z.B. Foucault 2014; Oetzl 2019), wird in den vorliegenden Erzählungen kaum ein explizites Verbot erwähnt. Vielmehr ist von einem fehlenden Können (»aber als Familie haben wir nie darüber geredet und auch meine Schwester und ich zu zweit konnten nie darüber reden« Alexis W., 7/31) die Rede. Tabus werden besonders durch ein »Spüren« verdeutlicht:

Mhm. Ja. und irgendwie (1) ich hab das doch, (1) so im Nachhinein betrachtet (2) dass ich das immer gespürt habe, (1) also, weil, irgendwie (1) weil auch das, was man als Kleinkind erlebt, (2) sicher hat man's nicht bewusst da. aber irgendwie hat man's doch erlebt (1) und irgendwie, wirkt das trotzdem auf einen ein. und. weiß ich nicht. (Sasha B., 10/25–28)

Diese Erzählung verweist auf die früh wirkenden inneren Mechanismen eines Tabus (Benthien & Gutjahr 2008, S. 7f.). Alexis W. berichtet ebenso von einem Spüren, das breit angelegt war: »ich spürte wohl, dass das alles mit mir und der ›Situation‹ zu tun hatte« (Alexis W., 7/39) Dabei wird ein »mir und der ›Situation‹« markiert, die viel mehr als die Intergeschlechtlichkeit (bzw. Diagnose) allein beschreibt, sondern eine ganze Situation, im Sinne von Umständen, die ebenso einen Radius um Alexis W. (»mir«) bildeten.

Die Biograf*innen vermitteln eine bedrückende und belastende, nicht fassbare Atmosphäre innerhalb der Familie, in der sich eine Spannung zwischen dem Wunsch nach und der Angst vor dem Erkennen der Intergeschlechtlichkeit bzw. ihres markierten Andersseins abbildet.

»Generell herrschte in meiner Familie ein Klima des Nicht-darüber-Redens« (Alexis W., 7/17).

Das »Klima« kann als Atmosphäre gelesen werden, die immer präsent, aber nicht greifbar zu sein schien. »Herrschen« vermittelt Macht und ein Regieren dieses Nicht-darüber-Redens.

In den Erzählungen wird deutlich, dass sich die Erzähler*innen gewünscht hätten, dass Inter* bzw. das Anderssein bzw. »Es« angesprochen worden wäre. Das Verschweigen bot keinen Schutz und verhinderte nicht das Gefühl des Andersseins, sondern verstärkte dieses und besonderte sie. Explizite Verbote oder Druck in einer bestimmten geschlechtlichen Erziehung, die bei Kris M. (und in anderen Studien, etwa bei Jones 2017) auftauchen, konnten die eigene Geschlechtsidentität letztlich nicht verhindern. Sie führten lediglich zu Schuldgefühlen und Schwierigkeiten in der familiären Beziehung.

Wie die vorangegangenen Analysen zeigen, scheint »Es« (bzw. »Das«) mehr als den intergeschlechtlichen Körper (als ein »ihn«) zu umschreiben. In dem »Es« sammeln sich all die tabuisierten Erfahrungen, die mit Gefühlen des Unaussprechlichen und »irgendwie« Andersseins über die Lebensalter hinweg verknüpft wurden und um eine Diagnose oder der Entdeckung des »anderen« Körpers auf unterschiedlichen Ebenen zirkulierten.

1.4 Die Thematisierungen von Inter* im familiären Kontext

Formen der Tabuisierung und Normalisierungen in der Familie sind in biographischen Erzählungen zentral gesetzt. Für manche meiner Erzähler*innen hatte dies dramatische Folgen, die sich in Alkoholismus, psychischen Erkrankungen, Gefühlen von belastender Einsamkeit und bei Sasha B. sogar in einem Suizidversuch äußerten. Dieser stellte allerdings für Sasha B. auch eine entscheidende Wende im biografischen Verlauf dar, indem er für Sasha B. den einzig möglichen Anlass für eine Thematisierung darstellte.

Sasha B. berichtet von einer Zeit der Depression, von »Frustfressen« und dem Gefühl des Alleinseins ab dem achten, neunten Lebensjahr und setzt dann die Erzählung wie folgt fort:

Und. ä::hm, genau. dann habe ich irgendwie mit zwölf, dreizehn schon irgendwie gewusst, dass ich nimmer recht lang le::ben möchte, und (1) ähm. irgendwie ist es dann immer dringender geworden. (1) wie ich dann, (1) plötzlich angefangen habe einen Bart zu kriegen, und den Stimmbruch habe ich schon hinter mir gehabt irgendwie, (1) und (2) keine Ahnung. (Sasha B., 3/14–26)

Sasha B. wusste, ab dem zwölften, dreizehnten Lebensjahr »nimmer recht lang le::ben« zu wollen. Die Dringlichkeit nahm Überhand, als bei Sasha B. Bartwuchs und Stimmbruch einsetzten. Das Tabuisierte bildete sich immer deutlicher am Körper ab. Das Anderssein, bisher beschrieben als Gefühl und »irgendwie wissen«, trat an die Oberfläche durch die Stimme und den Bartwuchs. Da sich der eigensinnige Körper offensichtlich dem Tabu und den damit einhergehenden Diskursen innerhalb einer heterosexuellen Matrix nicht fügte, sah Sasha B. damals als einzigen Ausweg, sich »umzubringen« und damit auch den Körper zum Schweigen zu bringen:

und dann habe ich mich irgendwie (1) kurz vor meinem fünfzehnten Geburtstag wollte ich mich dann umbringen, so (1) so zu sagen, ich verabschiede mich jetzt so, dann gibt's keine Probleme. (1) und. ja. (1) Das hat dann irgendwie nicht geklappt. (Sasha B., 3/26–28)

Sasha B. wollte sich »so« umbringen und »so« verabschieden. »So« könnte als Verweis auf einen Zustand gelesen werden, auf eine psychische Verfassung, die von Depressionen und Einsamkeit geprägt war, und auf das körperliche Sein und Körperprozesse, die Sasha B. nicht verstand und über die nicht gesprochen werden konnte. In der Aussage »ich verabschiede mich jetzt so, dann gibt's keine Probleme« spricht Sasha B. von sich als vierzehnjähriger Person, behaftet von Problemen, die es nur dann nicht mehr gäbe, wenn Sasha B. verschwände. Es macht den Eindruck, als gehe es hier vor allem um Probleme Anderer, die durch Sasha B. entstanden (wären). »Probleme« sind hier eher ein äußerer Umstand. Die innere beschriebene Dringlichkeit einer Not, wie in der Erzählpassage davor, käme wohl anders zum Ausdruck, beispielsweise als »ich halte es nicht mehr aus« statt der gewählten Formulierung »dann gibt's keine Probleme«. Sasha B. nimmt sich hier jedenfalls als Problem wahr, das nicht eines ist, sondern viele Probleme in ihrer Mehrzahl. Möglicherweise versucht Sasha B., damit deutlich zu machen, gefürchtet zu haben, nicht nur selbst, sondern auch für die Familie im heteronormativ geprägten, »idyllischen« und »katholischen« Umfeld nicht mehr als intelligibel zu gelten.

Sasha B. versuchte, Normalität durch die eigene Abwesenheit bzw. Auslöschung herzustellen.

Das »so« ist möglicherweise auch ein Verweis auf die Art des Suizidversuchs. Sasha B. schreibt nämlich einen Brief an die Eltern:

ich hab eh, einen Brief habe ich ihnen schreiben müssen, weil ich es nicht über die Lippen gebracht habe, sozusagen. Also, (1) wie sie mich da gefunden haben (Sasha B., 13/4–6)

Der Wunsch, sich mitzuteilen, wird auch in dieser Erzählung deutlich. Sasha B. wollte sich erklären. Die Konsequenzen dieser Erklärungen sind nicht klar benannt, offenbar aber so angstbesetzt gewesen, dass sie »nicht über die Lippen« zu bringen waren, Konsequenzen für sich, die Eltern und das soziale Leben. Sasha B.s Erzählung verdeutlicht die Dramatik und Gewalt des Tabus, das nur durch einen Suizidversuch und die damit einhergehende Botschaft über einen Brief aufgebrochen werden konnte, der erst gelesen werden sollte, wenn Sasha B. und damit die verbundenen Probleme Vergangenheit geworden wären.

1.4.1 Thematisierung nach Diagnose

Die nachfolgenden Beispiele zeigen, dass über Inter* und damit einhergehende Erfahrungen in der Familie oft auch dann nicht gesprochen werden kann, wenn es bereits einen Namen bzw. eine Benennung, meist in Form einer Diagnose, für das Anderssein gibt.

Belohnungen – »Ich hab' immer neue Schuhe bekommen«

Nachdem Andrea A. (und auch ihre Eltern, wie Andrea A. vermutet) lange nichts von ihrer Intergeschlechtlichkeit wusste(n), folgten im adoleszenten Alter viele Untersuchungen und ärztliche Konsultationen, die ebenso von fehlenden offenen Gesprächen und Tabuisierungen geprägt waren, wie folgende Passage verdeutlicht:

Ich weiß nur eben dass ich von den Gesprächen, (1) der Papa hat meistens im Auto gewartet oder ist auf einen Kaffee gegangen. Also der war selten mit dabei, (1) der hat uns quasi immer nur nach Stadt X gefahren, ahm, (1) meine Mama ist zuerst öfters alleine, hat mich dazu geholt, dann habens mich wieder rausgeschickt, dann habens die Mama rausgeschickt, dann hab ich, bin ich untersucht worden. (Andrea A., 7/8–11)

Zuallererst wird die Rolle des Vaters als Chauffeur eingeleitet, der selten dabei war, überwiegend im Auto gewartet hat oder auf einen Kaffee gegangen ist. Der Vater blieb offensichtlich vom eigentlichen Geschehen, von ärztlichen Konsultationen, dem Rausschicken und den Untersuchungen im Krankenhaus fern. Die Mutter nahm eine aktivere Rolle ein und begleitete Andrea A. Dennoch beschreibt Andrea A. die Begleitung der Mutter oft getrennt. Andrea A. berichtet nicht nur an dieser Stelle von vielen Gesprächen, in denen sie immer wieder »rausgeschickt« wurde. Eine fremdbestimmte Erfahrung, in der über Andrea A. und ihren Körper gesprochen wurde, ohne dass sie daran teilnehmen konnte. Bereits Zehnder (2010) beschreibt die Erfahrung, dass manche Elternteile als »Komplizen der Medizin« erlebt werden, die »keinen Schutz vor den traumatischen Eingriffen geboten haben« (ebd., S. 234). Deutlich an dieser Passage wird, dass die Kommunikation mit

der Mutter immer wieder unterbrochen wurde. Der Ablauf wird von Andrea A. sehr mechanisch beschrieben, indem keinerlei Gefühle ausgedrückt werden. Dies ist nicht nur ein Hinweis auf die fehlende Kommunikation mit der Mutter, sondern auch auf traumatisierende Erlebnisse. Die Mutter begleitete zwar Andrea A., blieb aber – ähnlich wie der Vater draußen im Auto – fern von vielen Gefühlen und Erfahrungen. Noch deutlicher wird dies in der direkt anschließenden Erzählung:

U:::nd nachher sind wir immer einkaufen gefahren. (1) So als Belohnung. (I: Mhm) Und (1) Das weiß ich noch, dass wir immer ins Einkaufscenter C gefahren sind und ich hab immer neue Schuhe bekommen, neue Vans. (2) (I: Mhm) Aber ich bin immer hinten im Auto gesessen und hab immer geheult (1) am Hinweg hin dann. Weils mich halt (2). Ja. Weil ich noch so fertig war von dem. (Andrea A., 7/11–18)

Das Einkaufen sollte als Belohnung dienen. Nachdem Andrea A. die Erfahrungen während der ärztlichen Untersuchungen getrennt vom Vater und überwiegend auch der Mutter durchlebt hatte, fand das Einkaufenfahren gemeinsam statt. Die Aufmerksamkeit wurde auf das Einkaufen und die neuen Markenschuhe gerichtet. Sie dienten vermutlich als willkommener Gesprächsanlass, anstelle einer spannungsreichen Atmosphäre durch fortbestehende Kommunikationsklemmen über die Diagnose, ärztliche Gespräche und Untersuchungen. Gespräche im Auto darüber werden nicht erwähnt, lediglich das Weinen kann als Folge der Untersuchung angesehen werden. Das Weinen »hinten« »immer« deutet als nonverbaler Ausdruck das Tabu an, bricht es aber nicht. Jedenfalls ermöglichte es einen Ausdruck von belastenden Gefühlen, der im Raum des Autos mit den Eltern geteilt wurde. Dabei saß Andrea A. hinten, somit etwas versteckt. Und doch teilten sie einen gemeinsamen Erfahrungsraum, dessen Spannung möglicherweise durch die Eltern nur so gelöst werden konnte, dass über ein Geschenk, die Schuhe und das Einkaufen gesprochen wurde. Die Schuhe sollten trösten, belohnen sowie Normalität herstellen und somit ohne ein (Weiter-)Sprechen beruhigen.

Besonderungen – »ich spürte, dass das alles mit mir und der ›Situation‹ zu tun hatte«

Anstelle klärender Gespräche nach der Diagnose, folgten auch bei Alexis W. im familiären Kontext Besonderungen und Überfürsorge.

In den folgenden Jahren kümmerten sich meine Eltern und vor allem meine Mutter sehr extrem um mich, waren in meinem Alltag fast übermäßig präsent (Alexis W., 7/47–8/1)

Die Besonderungen beschreibt Alexis W. als durchaus unterstützend, doch bewertet Alexis W. diese retrospektiv als eine Behandlung als »Sonderfall« (8/4). Die nachfolgende Passage soll dafür exemplarisch dienen und ähnelt der Erzählung von Andrea A. Alexis W. bekam anstelle der Schuhe einen Familienurlaub, an dem auch die Schwester ausnahmsweise teilnimmt.

Ganz im Sinne der Klinik war meine Androgenresistenz ja damals eine »Krankheit«, und daher meinten meine Eltern, meine Schwester dazu überreden zu müssen, die Sommerferien unmittelbar nach der Diagnose ein letztes Mal mit uns gemeinsam zu verbringen, weil »ich sie bräuchte«. So kam meine Schwester uns widerwillig und zähneknirschend für eine Woche in einem Ferienhaus in Land P besuchen – ich spürte wohl, dass das alles mit mir und der »Situation« zu tun hatte, habe entsprechend diese Ferien als völlig verkrampft und anstrengend, als furchtbar düster und schwierig in Erinnerung. (Alexis W., 7/35–8/6)

Alexis W.s Intergeschlechtlichkeit wurde von den Eltern als Krankheit aufgefasst, die offenbar Hilfs- und Pflegebedürftiges vermittelte. Die Eltern sahen die Schwester vermutlich als Stütze für Alexis W., aber wohl auch für sich selbst. Ähnlich der Erzählung von Andrea A., schienen hier die Eltern erneut etwas wie einen Katalysator zwischenschieben zu müssen, um die schwierige Kommunikation und angespannte Atmosphäre aufzubrechen. Alexis W. schien ähnlich wenig erfreut über die Schwester wie Andrea A. über die neuen Schuhe. Der Konjunktiv und die Anführungszeichen in Alexis W.s Erzählung »weil ich sie bräuchte« verdeutlicht, dass Alexis W. die Schwester wohl nicht brauchte. Vielmehr hätte es wohl einer offenen Kommunikation bedurft, die offenbar fehlte. Deutlich wird dies auch in der unkonkreten Formulierung einer »Situation«. Die Situation blieb unbenannt und macht die schweigende Hilflosigkeit aller Familienmitglieder deutlich. Auch das »Spüren« verweist auf eine Atmosphäre, die nicht angesprochen werden konnte bzw. durfte, aber dennoch als »anstrengend, furchtbar düster und schwierig« da war. Lediglich die Beschreibung der widerwillig und zähneknirschend mitgereisten Schwester bricht die Erzählung etwas auf, verdeutlicht aber die fehlende Unterstützung sowie die Überforderung der Eltern, anders mit der Intergeschlechtlichkeit als mit einer schwierigen Diagnose umzugehen. Die besondere Überfürsorge verdeckte das Erfordernis, über das Eigentliche zu sprechen – nämlich das, was für Alexis W. *nicht* die Androgenresistenz als Krankheit war. Was »meine Androgenresistenz« genau für Alexis W. bedeutete, bleibt unklar. Jedenfalls blieb »die Situation« auf unangenehme Weise unausgesprochen.

Umgehungen – »die Salbe ist ja nicht so schlimm«

An nachfolgender Stelle wird deutlich, wie Andrea A. versuchte, mit der Mutter zu sprechen und die belastenden Eingriffe mitzuteilen, was von der Mutter aber durch eine »Ausrede« umgangen wird.

Ah, ich hab dann eine Salbe bekommen, die ich (1) wo ich auch das Phantom einschmieren hab müssen damit (1) u::und ich weiß noch, dass ich mich da einmal gewehrt hab, und dass, (1) also i habs eh selber gemacht (1) aber dass ich quasi gesagt hab, ich will das nicht, ich will das nicht machen. warum muss ich den Schmarrn machen. (l: mhm) und da hat meine Mama dann quasi die Ausrede gebracht (1) ahm, ja:::, ah die Salbe:: is ja ganz ok (1) ah, weil sie hat ja auch die Salbe weil, die benutzen ja teilweise auch Frauen im Wechsel, ahm, gegen Scheidentrockenheit, und (1) die Salbe is ja nicht schlimm. (Andrea A., 12/8–16)

Die beschriebene Äußerung »Ich will das nicht, ich will das nicht machen« steht in einem Kontrast zu den bisherigen Erzählungen über Stillschweigen und Tabuisieren. Sie richtet sich auf eine Handlung und ein äußerliches Objekt, das nicht zu Andrea A. bzw. ihrem Körper gehört und damit vermutlich auch angesprochen werden konnte. Der »Schmarrn« könnte als vorsichtiger Versuch (durch Verharmlosung und unspezifische Bezeichnung) einer Beschreibung der belastenden Prozedur gelesen werden und bot damit eigentlich der Mutter die Einladung, ins Gespräch einzusteigen. Das Gespräch wurde durch eine »Ausrede« der Mutter jedoch umgeleitet und damit der Kern des Problems umgangen. Das eigentliche Problem, das Einführen des Phantoms⁹, wurde ignoriert und durch ein besprechbares Problem, die Salbe, ersetzt. Diese Erfahrung führte dazu, dass Andrea A. sich nur »einmal« wehrte und vermutlich weitere Gespräche dazu ausgespart wurden. Der Verweis der Mutter auf die Salbe, die »auch Frauen« mit einer »Scheidentrockenheit« nutzen, diente möglicherweise dazu, die weibliche Geschlechter(zu)ordnung zu festigen und könnte auch als Antwort auf das »warum« in Andrea A.s Frage gelesen werden. Interessant ist auch, dass die Mutter hier auf ein medizinisches Produkt, die Salbe, Bezug nahm. Damit wird erneut auf die beschränkten Möglichkeiten eines familiären Sprechens (vgl. Kapitel IV 1.2.3.) hingewiesen. Der eigentliche Wunsch, mit der Mutter über »das« zu sprechen, wurde umgangen. An diesem Beispiel wird auch erneut die Überforderung der Mutter deutlich. Wie bereits in Kapitel IV.1.1 erläutert, machen die Erzähler*innen den Eltern keine Vorwürfe, sondern beschreiben ein fürsorgliches Elternhaus und betten die Familie in ein heteronormatives System. Das macht es auch möglicherweise so schwer, auf ein Sprechen zu bestehen. Die Erzählung von

9 Ein »Phantom« wird im medizinischen Kontext durch ein regelmäßiges Einführen zur Dehnung des Gewebes, insbesondere nach Operationen, empfohlen. Es soll v.a. eine Penetration, im Sinne eines heterosexuellen Geschlechtsverkehrs, ermöglichen (zu solchen und ähnlichen medizinischen Praktiken, vgl. z.B. Voß 2012, S. 49).

Andrea A. kann als ein sehr mutiger Versuch des Tabubruchs gedeutet werden, mit dem die Mutter allerdings nicht umgehen konnte bzw. nur auf einen medizinischen Diskurs zurückgreifen konnte.

1.4.2 Coming-Out – »ein schwieriges Thema einfach«

Wenn Personen erst in späteren Lebensjahren von ihrer Intergeschlechtlichkeit erfahren, stehen viele vor der Frage eines Coming-Outs in der Familie. Auch wenn bereits etwa den Eltern in einem medizinischen Kontext eine Diagnose mitgeteilt wurde, braucht es für manche ein erneutes Coming-Out jenseits der Pathologisierung. Ähnlich wie in der Studie von Krell & Oldemeier (2017) sind Mütter meist die ersten Ansprechpartnerinnen* in der Familie. Coming-Out-Prozesse in der Familie sind bei LGBTQ Personen häufig von Angst vor Ablehnung durch Familienmitglieder gekennzeichnet (vgl. dazu z.B. Studie von Krell & Oldemeier 2017, S. 99). Schlechte Erfahrungen sind besonders bei trans und »gender*diversen« Jugendlichen im engeren Familienkreis keine Seltenheit (ebd., S. 162). Auch Bettina Kleiner (2015) macht in ihrer Studie auf Schwierigkeiten des Coming-Outs aufmerksam. Allerdings zeigt sich dabei ein entscheidender Unterschied zu den Erzählungen meiner Interviewpartner*innen als inter* Personen. Die meisten LGBTQ Personen haben Diskurse und eine Sprache, auf die sie zurückgreifen können. Diese sind für inter* Personen kaum oder gar nicht vorhanden, wie ich nachfolgend erläutern werde.

Die Rekonstruktion einer längere Erzählsequenz von Rene S. ermöglicht, die Komplexität des Themas und die Suchbewegung in einem Vertrauensverhältnis zur Mutter zwischen Coming-In und Coming-Out zu veranschaulichen. Die Erzählung entstammt dem Nachfrageteil des Interviews. Nach einigen allgemeinen Ausführungen über Rene S.s Erfahrungen mit »queeren Themen«, »Identität« und »Inter*« sowie darüber, wie schwierig es sei, »Leuten zu erklären, was ich damit zu tun hab« (55/4–5), leitet Rene S. über zu einer Erzählung über Gespräche mit den Eltern:

und ich hab dann auch mit meinen Eltern dann, seit der Tagung, seit das war, (l: mhm) hab ich da mit meinen Eltern auch nochmal drüber geredet, und (1) hab versucht denen so Sachen zu erklären und so. Und das ist auch (1) da hatte ich Gespräche mit denen die teilweise gut waren, und teilweise aber auch schwierig weil ich das Gefühl hab, so ganz ist es halt nicht angekommen was ich damit gemeint hab. sondern ja. (Rene S., 55/6–11)

Der Zeitpunkt (»seit«) und das Ereignis des Besuchs einer Tagung (auf der auch Intergeschlechtlichkeit thematisiert wurde) befähigte Rene S., »darüber« zu reden. Eine Tagung bietet neue Wissensinhalte und Reflexionen, die Rene S. offensichtlich für sich nutzte und die Rene S. es ermöglichte, eine Sprache zu finden. »So Sachen« und »darüber« reden bleiben vorerst dennoch sehr unklare Formulierungen. Der

Bezug auf die Eltern durch die Bezeichnung »denen« (statt beispielsweise »ihnen«) weist auf eine gewisse Distanzierung und Grenzziehung zwischen Rene S. und den Eltern hin. Andererseits wird in der Erzählung auch die Wichtigkeit der Beziehung deutlich. Rene S. wollte den Eltern (»nochmal«) etwas erklären (es gab also bereits Versuche und ein Bemühen) und versuchte, bei ihnen mit der Erklärung »anzukommen«.

Die sachliche Komponente, die auf die Tagung, Rene S.s Erklärung und »so Sachen« zurückgeführt werden kann, wird nun mit einer emotionalen Komponente ergänzt: die Gefühlsebene und eine bestimmte Erwartungshaltung seitens Rene S. an die Eltern. Ein Sprechen mit den Eltern schien jedenfalls möglich zu sein, das »so ganz« Ankommen blieb allerdings aus. Es schwingt eine Erwartungshaltung an die Eltern mit, die aber offensichtlich nicht ausreichend benannt werden kann. Möglicherweise geht es hier nicht nur um die Sache(n) selbst, sondern auch um den damit verknüpften Wunsch nach Anerkennung und danach, wahrgenommen zu werden. Es spielt nicht nur die Wissensvermittlung eine Rolle, sondern auch die Beziehung zu den Eltern – eine Spannung zwischen »ankommen«-Wollen und (sich) das »schwierige Thema erklären«-Müssen.

I: mhm (5) also was was hast du deinen Eltern gesagt? Also, in Bezug auf deine Identität? Oder durchaus mit dem Thema Inter? R: Ja, beides. I: Konfrontiert oder? R: Ja, beides. I: Und was kam da nicht an? °also was° (Rene S., 55/11–13)

Rene S. wird gefragt, was den Eltern gesagt wurde. Das »was« bezieht sich eher auf »so Sachen« als auf die Beziehungsebene. Die Nachfrage der Interviewer*in möchte das »darüber« näher ergründen und spricht einerseits das Thema »Identität« und andererseits das »Thema Inter« an. Damit werden zwei unterschiedliche Themen aufgemacht, die bereits in den vorigen Erzählungen thematisiert wurden. Rene S. bestätigt diese mit »ja beides« und gliedert nun die nachfolgende Erzählung nach den eingebrachten Themen bei der Frage, was da nicht angekommen ist. Rene S. versucht nach einem längeren Nachdenken zu antworten und leitet zu schwierigen Klärungsgesprächen mit der Mutter über:

ähm also (1) hm. Mh, ((Geräusch)) (6) also ich glaub bei diesem Identitätsthema mh kam so (1) verstehen die schon. oder ich hab das Gefühl manchmal versteht meine Mutter schon so viel, dass ich irgendwie wie ich mich fühle oder kann viele Sachen nachvollziehen mit diesen äh also ich hab schon ein gutes Verhältnis auch zu meiner Mutter und rede mit der viel auch wie ich mich fühle, oder wie (1) diese Sachen mit so Normvorstellungen und so ähm dass ich halt dem nicht entsprechen kann oder will oder muss oder so. das versteht sie schon auch so, aber ich glaub dann ähm wenn ich so versuche zu erklären dass ich mich da halt (1) ja als ich so bisschen in diese Richtung versucht hab zu erklären dass es halt noch mehr ist als nicht nur bestimmte Klischees nicht erfüllen wollen oder so.

ähm das glaub ich hat sie dann halt ähm (1) ist nicht so ganz ähm angekommen.
(Rene S., 55/13–22)

Die Erzählung in Präsens verweist auf ein (zum Zeitpunkt des Interviews) noch bestehende Problem, das Rene S. hier darlegt. Rene S. leitet ein, dass die Eltern das Identitätsthema schon verstehen konnten. Das Verstehen und ein Gefühl diesbezüglich wird nun auf ein Elternteil, nämlich die Mutter, konkretisiert. Dies lässt vermuten, dass dies der Vater so jedenfalls nicht erfüllt. Rene S. belegt das gute Verhältnis zur Mutter nun damit, dass Rene S. »viel« über die Gefühle sprechen konnte. Gesellschaftliche Normen, wie ein Mensch auszusehen habe, wurden von Rene S. und der Mutter auch aufgebrochen und konnten in der Beziehung gelebt und besprochen werden. Dies setzt durchaus eine Reflexionsfähigkeit der Mutter über Geschlechterverhältnisse voraus, die sich in den anderen biografischen Erzählungen so nicht finden lassen. Der Mutter war es möglich, Rene S. Empathie und Verständnis diesbezüglich zu vermitteln. Dann erhält die Erzählung allerdings eine Wendung, an der das Verständnis und »Ankommen« offensichtlich schwierig wurde. Der Anspruch auf »mehr« als nur Normen und Klischees wurde nun zum Problem in der Kommunikation mit der Mutter. »Bestimmte« Klischees sind bestimmt, benannt und konkretisiert. Dieses »mehr« darüber hinaus war (noch) unbestimmt und bei der Mutter nicht »so ganz« angekommen. Rene S. betont zweimal den Versuch der Erklärung. Die Formulierung »so ein bisschen in diese Richtung« markiert eine Vorsicht, aber auch wenig Klarheit (eher eine Andeutung). Noch schien es Rene S. nicht gelungen zu sein, die Mutter dazu zu bringen, dass sie Rene S. versteht. Die Erzählung verleitet zur Hoffnung, dass nun dieses »mehr« in der nächsten Sequenz weiter ausgeführt wird, allerdings folgt (vorerst zumindest) eine Erläuterung dessen, was bei der Mutter angekommen ist:

sondern dann halt eher so dieses, wieso? doch klar du bist eine ganz normale Frau, du hast halt nur dieses diese Hormonsache, und ähm ja für dich ist das nicht so schlimm, aber für die meisten Frauen ist das halt schon schlimm weil du bist da halt irgendwie anders, du bi- dich stört das halt nicht wenn du ein bisschen Bart @oder so@ (I: mhm) ähm irgendwie mehr Ha- Haare hast, aber für andere schl- Frauen, für die meisten Frauen ist das halt schon. schlimm. und deswegen bin ich da halt irgendwie bisschen anders, aber ähm das ist ja auch okay wenn ich anders bin, und das ist auch okay wenn ich andere Klischees nicht erfülle, aber trotzdem bin ich ja eine normale Frau. So sieht sie das glaub ich. oder so ist das glaub ich trotzdem bei meiner Familie (I: mhm) angekommen. (Rene S., 55/22–29)

Rene S. wechselt in die Sprecher*innenrolle der Mutter in Form einer direkten Rede. Möglicherweise ist dies auch ein Ausdruck davon, die Schwierigkeit nicht konkret

benennen zu können, was genau nicht ankommt. Durch diese Form der Erzählung konfrontiert Rene S. die Interviewer*in mit der eigenen Erfahrung im Gespräch mit der Mutter, und nutzt dieses Mittel der Erzählung, um sich verständlicher zu machen. »Wieso? Doch klar bist du eine ganz normale Frau« setzt eine Aussage von Rene S. voraus, die hier nicht genannt wird, und bestätigt den Eindruck, dass das Benennen des eigentlichen »mehr« nicht gut möglich zu sein scheint. Die Aussage der Mutter kann als eine Bestärkung für Rene S. gedacht sein, die innere Zweifel ausräumen und Sicherheit herstellen sollte. Wichtig scheint in Rene S.s Erzählung jedenfalls zu sein, dass die Mutter eine Klarheit (»klar«) über das Frau-Sein äußerte, die recht unumstößlich wirkt und Empathie vermissen lässt. Die Formulierung »ganz normale Frau« bekräftigt, dass Rene S. auf jeden Fall eine Frau sei. »Du hast halt nur diese Hormonsache« bezieht sich nun auf einen Teilaspekt (eine Sache), der aber die geschlechtliche Verortung als »normale Frau« für die Mutter nicht infrage stellte: Eine Sache, die sich zwar ein Stück weit von der Norm unterscheidet (»anders«), aber das Frau-Sein an sich aber nicht negiert. Rene S. allerdings scheint eine andere Sichtweise darauf zu haben. In Rene S.s Darstellung wird eine binäre Logik der Mutter markiert. Die Mutter schien ein sehr offenes und reflektiertes, aber binäres Verständnis vom Geschlecht zu haben: Frausein dürfte vielfältig sein und müsse keinen Klischees entsprechen, das Frau-Sein an sich könne oder solle jedoch nicht hinterfragt werden. Rene S. tat das möglicherweise aber doch und befand sich diesbezüglich in einer Suchbewegung, als ein werdendes »Ich«, das seine geschlechtliche Verortung gerade infrage stellte und eine eigene suchte. Die Beziehung zur Mutter hakte an diesem entscheidenden Punkt für Rene S. Rene S. als »Ich« kam bei der Mutter nicht an. Hingegen ordnete die Mutter Rene S. ganz klar einer Gruppe von Frauen zu, die jeweils unterschiedlich mit der Hormonsache umgehen.

obwohl ich halt versucht hab das so bisschen zu erklären wie das für mich ist, aber ist auch ein schwieriges Thema einfach und das sowieso halt dass es so Menschen gibt die nicht Frauen und nicht Männer sind ist ja überhaupt noch nicht in der Gesellschaft (I: mhm) irgendwie so angekommen und ähm das kann man natürlich nicht in einem Gespräch Leuten die das noch nicht, sich damit beschäftigt haben (I: mhm) erklären oder so. weil das einfach so weit von der gesellschaftlichen Realität irgendwie so raus ge- ähm ausgeschlossen wird immer so (1) dass dass es halt so (1) unsichtbar und so allen so absurd oder weltfremd vorkommt (I: mhm) wenn das Leute (1) sagen, dass sie das nicht sind. (I: mhm) (Rene S., 55/29–56/2)

Die gesamte Erzählung deutet darauf hin, dass es für Rene S. hier ein »mehr« gab, das aber nicht konkret benannt werden konnte. Rene S. schien selbst noch keine Klarheit darüber zu haben, suchte und fand aber in der Mutter keine geeignete Gesprächs- und Beziehungspartnerin. Rene S. bezieht sich nun auf das »schwierige

Thema« der gesellschaftlichen Strukturen, weg von der Beziehung zur Mutter im Konkreten. Das Gespräch mit der Mutter wird zu einem Gespräch mit »Leuten«. Rene S. macht die gesellschaftlichen Verhältnisse dafür verantwortlich, dass das Thema besonders für andere »schwierig«, »absurd oder weltfremd« ist, sodass die Erklärung des eigenen Seins stark beeinflusst wird. Das »wie das für mich ist« bezieht sich auf Rene S.s Gefühl. Es scheint Rene S. primär nicht darum zu gehen, wer Rene S. ist, sondern *wie* »das« für Rene S. ist. Und »das« scheint mehr als eine »Hormonsache« zu sein, nämlich auch ein Gefühl, das damit in Verbindung steht.

Rene S. lässt in der Erzählung die eigene geschlechtliche Verortung einerseits unbenannt und macht sie andererseits durch die Abgrenzung zu binären Geschlechterverständnissen doch konkreter. Rene S. hat keine Formulierung dafür, scheiterte auch im Gespräch mit der Mutter und kann sich durch ein »mehr« doch verorten. Interessanterweise ist in dieser Formulierung keine Negation enthalten. Erst im letzten Satz dieser zitierten Sequenz bezieht sich Rene S. allgemein auf »Leute, die sagen, dass sie das nicht sind«. Rene S.s Verortung bleibt in dieser allgemeinen Formulierung unklar, deutet lediglich in die Richtung jener Verortung, die jedenfalls »mehr« als eine bloße Verneinung (»nicht«) umfasst. Ein Coming-In und Coming-Out gelang dadurch nicht vollständig. Und doch war es Rene S. offensichtlich möglich, in diesem Grenzbereich binärer und nicht-binärer Körper und Identitäten zu erzählen und zu suchen, indem Rene S. eine kritische Position gegenüber gesellschaftlichen Strukturen einnahm und Wissen durch eine Tagung erlangte, in der Rene S. auf inter* Personen traf und daher (zumindest) weiß, dass es »mehr« gibt, ohne es konkreter ausformulieren zu können.

Die beschriebene Unsichtbarkeit in der Gesellschaft wird auch in Rene S.s Erklärung und Sprache deutlich und endete in einer Beziehungslücke zur Mutter: Rene S. kam bei der Mutter nicht an und wurde in dem »mehr« nicht mehr verstanden.

Die Herstellung einer Ordnung durch das Ausblenden von »mehr«

Andrea A.s Erzählung über den Zweifel an ihrer geschlechtlichen Identität und Gespräche mit der Mutter schließt an jene von Rene S. an. In dieser Sequenz wird die Herstellung einer Ordnung durch die Mutter auf Kosten empathischer Reaktionen und von Beziehung noch deutlicher.

Ahm (2) Ja::: Meine Mama kommt einigermaßen damit klar und (3) obs ganz damit kl- (1) also ((klatscht auf den Oberschenkel)) ja. also. (2) Es ist sicher nichts, was sie sich für ihr Tochter gewünscht hat, aber ahm (3) Im Sommer hat sie dann einmal gesagt, na. sie- (2) sie versteht jetzt nicht warum ich quasi so ein bissl (2) ahm (5) warum ich ein bissl (1) ah (2) an- an meiner Identität zweifle. Ich bin ja doch ihr kleines Mädli, und i brauch ja nicht zweifeln und das passt schon so (1: mhm) (Andrea A., 11/47–53)

Die Formulierung »Tochter« markiert ein klar weiblich verortetes Subjekt innerhalb normativer Familienbilder. »Ihre Tochter« kann auch als Distanz zur Andrea A.s Verortung gelesen werden. Die Mutter schien »einigermaßen« damit klarzukommen, da »ihr kleines Mäd« eben die Tochter blieb. Andrea A.s »bisschen« Zweifel an der Identität führte zum Versuch der Mutter, eine Normalität bzw. eine Ordnung für die Tochter und für sich selbst als Mutter einer Tochter herzustellen. »Ihr kleines Mäd« ist zwar weiblich markiert, aber keine (erwachsene) Frau, die Andrea A. zu dieser Zeit bereits war. Die Aussage der Mutter könnte als Rückblick auf die Kindheit gelesen werden, die einerseits Bedauern, andererseits auch einen Verweis auf die Beständigkeit (»war immer schon so«) des Geschlechts ausdrücken könnte. Die Erzählung deutet möglicherweise darauf hin, dass die Mutter Schwierigkeiten hatte, Andrea A. im Jetzt wahrzunehmen, und durch den Rückblick anderes auszublenzen versucht. »Einigermaßen damit klar« verweist auf Unsicherheiten und Schwierigkeiten, die aber nicht konkreter benannt werden, sondern sehr rasch in der Erzählung durch Normalitätsherstellung (»passt schon so«) überdeckt werden. Gespräche über Fragen, die für Andrea A. bestehen, können auch hier bei der Mutter nicht auf Verständnis stoßen (wie bereits Rene S. durch die Formulierungen »Ankommen« und »mehr« darzustellen versuchte).

Konflikte austragen (können)

Im nachfolgenden Interview-Ausschnitt berichtet Sasha B. von einer Lebensphase, in der das Tabu nach und nach von Sasha B. und der Mutter aufgebrochen werden konnte und sich damit Möglichkeiten, in eine Auseinandersetzung mit der Mutter zu gehen, eröffneten. Es scheint, dass Konflikte bzw. ein Besprechen des Themas hier, kontrastierend zu den anderen biografischen Erzählungen, von beiden Seiten tragbar und damit möglich gewesen sind:

Also meine Mutter hat mir das erst (1) immer (1) so nach und nach habe ich dann praktisch in den letzten Jahren erfahren, was meine Mutter eigentlich alles schon gewusst hat und was da schon alles passiert ist, wie ich klein war und so. Also das hat's auch gar nicht geschafft, dass sie mir das gleich sagt. (I: Ok.) Das war bei ihr auch, weißt? (1) so weggestellt irgendwo irgendwie. (1) dass es erst so nach und nach irgendwie gekommen ist die letzten Jahre sozusagen. (I: Mhm.) und da hab ich eh teilweise dann (1) da ist so die Wut bei mir aufgekommen, weil, weil, (1) einfach. Wie kannst du das machen? Wie kannst du nicht mit mir drüber reden, einfach so? (I: Ja.) U::nd dann haben wir irgendwie arge Szenen gehabt ((lacht)) teilweise. (Sasha B., 10/28–47)

Die Beschreibung »weggestellt« erinnert auch an die Erzählungen über das Verhalten der Mütter von Rene S. und Andrea A. Sasha B. erläutert die eigene Positionierung im Aushandeln vergangener Tabuisierungen anhand einer direkt zitierten Fra-

ge an die Mutter. Die Szenen werden als »teilweise« »arg« beschrieben, waren aber offensichtlich möglich und konnten in den letzten Jahren offen ausgetragen werden. Darauf deuten auch die Erzählungen über die Perspektive der Mutter und ihre Schwierigkeiten hin, die für Sasha B. zu verstehen und damit in die Erzählung integrierbar sind. Sasha B.s Erzählung bewegt sich in einer Ambivalenz zwischen Verständnis für und unfassbarer Wut auf das Verhalten der Mutter. In diesem Sinne könnte auch das abschließende Lachen der Sequenz verstanden werden. Deutlich werden daran sowohl aufgestaute Emotionen bei Sasha B. durch diese Verheimlichungen und Tabuisierung als auch die Hilflosigkeit und Überforderung (»nicht geschafft«) der Mutter, mit dem Thema anders umzugehen (»weggestellt irgendwo irgendwie«). Die Möglichkeit, Konflikte auszutragen, ist auf eine (späte) Offenheit der Mutter zurückzuführen. Sasha B.s Biografie hebt sich von Rene S.s und Andrea A.s Biografien insofern ab, dass Sasha B. das Wissen der Mutter bis zur Jugend verheimlicht wurde. Rene S.s und Andrea A.s Mütter hatten zuvor keine Kenntnis über die Intergeschlechtlichkeit ihrer Kinder. Entsprechend kann der hier beschriebene Konflikt bei Rene S. und Andrea A. so auch nicht bestehen. Trotzdem oder vielleicht gerade wegen dieses Umstands und der massiven biografischen Erschütterung für die Familie durch den Suizidversuch gelang es Sasha B. und der Mutter, in einer deutlich größeren Offenheit über Geschehnisse und Erfahrungen zu sprechen, die beispielsweise bei den anderen Erzähler*innen fehlte.

»Glück«, wenn Eltern damit klarkommen

Auf Sasha B.s Erzählung über auch »arge« Konflikte mit der Mutter folgt unmittelbar eine Erzählung über das »Glück« mit den Eltern. Diese Spannung und Ambivalenz bildet Sasha B. in der fortlaufenden Erzählung ab: Einerseits bestehen eine große Wut und Verzweiflung über eine von Verheimlichungen geprägte elterliche Beziehung, andererseits zeigt sich auch Verständnis aufgrund des Wissens über die Verstrickung in heteronormativen Machtverhältnissen.

Aber ich hab halt trotzdem irgendwie das Glück, dass meine (1) Eltern. Irgendwie (2) also jetzt mittlerweile. also voll offen damit umgehen können auch. und so und mich voll unterstützen einfach. Und (1) also was können. Und (1) das ist. da hab ich echt voll das Glück, weil es gibt ja viele, die dann (1) sich abwenden oder so. (1) wenn das Kind dann irgendwie (1) aktiv wird oder so. da gibt es ganz viele, gerade bei Intersexmenschen oder auch Trans oder was weiß ich. (1: Ja.) dass die Eltern dann mit dem nicht klar kommen. (1) Also da hab ich echt ein Glück. (Sasha B., 11/3–13)

»Glück« impliziert etwas Besonderes, Seltenes, »irgendwie« etwas Zufälliges. Sasha B. bezieht sich auf Wissen über inter* und trans Menschen, die Abwendung durch die Eltern erfahren, und erlebte selbst die Unterstützung und Offenheit der eige-

nen Eltern dazu kontrastierend als echtes Glück. Offenbar kann nicht vorausgesetzt werden, dass Eltern das Kind so annehmen bzw. »damit klarkommen«. Die Unterstützung und Offenheit, die sonst Eltern-Kind-Beziehungen normierend zugeschrieben wird, darf in Bezug auf Brüche heteronormativer Geschlechtsentwicklungen nicht vorausgesetzt werden. Wenn dies doch möglich ist, besteht »echt voll das Glück«. Diese Passage macht auch das *Risiko des darüber Sprechens* intergeschlechtlicher Menschen in der Familie deutlich. Sasha B. spricht dabei vom »aktiv«-werden, das auf ein Spannungsfeld verweist: Positiv gelesen, löst Aktivität die Passivität bzw. das Schweigen ab und bietet widerständige Handlungswege; gleichzeitig ist der soziale familiäre Ort und die Rolle als angenommenes Kind dadurch gefährdet.

Die Spannung zwischen Beziehungserhalt und Selbstbestimmung

In Kris M.s biografischer Erzählung wird nicht ganz klar, ob und in welcher Form sie in der Familie ein Coming-Out vollzog. Deutlich wird jedenfalls auch hier die Spannung zwischen den eigenen Bedürfnissen und jenen der Familie:

und ich glaube, (1) ich möchte niemanden weh tun und so. und. a::h. zurück gehen als Bub, vielleicht, das würde nimmer gehen. (I: Ja) Also. ich finde, ich hab das (1) ich hab das davor lange gemacht. also mit meiner Mama. (Kris M., 26/47–49)

Die Formulierung »niemanden« ist allumfassend und vermutlich so zu erklären, dass Kris M. nach ihrer langen Geschichte der Geschlechterinszenierung »als« Bub sehr bewusst ist, welche tragende Rolle das Geschlecht im Alltag spielt und mit wie vielen (familiären) Erwartungen und Bedürfnissen sie diesbezüglich konfrontiert ist. Kris M. berichtet immer wieder von einer liebevollen Familie, die sie »als Bub« schützen wollte. Und doch kann Kris M. nun »nicht mehr zurück«. Das Schauspiel als Bub »würde nicht mehr gehen« und impliziert einen langen und mühsamen Weg. Die Erwähnung »mit meiner Mama« bezieht sich vermutlich auf die Zeit vor dem Tod der Mutter. Den Bruch mit einer normierenden Ordnung denkt Kris M. in der Familie als einen, der Schmerz bzw. Leid verursachen könnte (»möchte niemanden weh tun«). Sie brach mit einer familiären Ordnung von »zwei Buben«, die für Kris M. nicht mehr zu halten war. Damit setzte sie selbstermächtigend und doch voller Spannung dem Wunsch nach einer guten Beziehung eine sehr selbstbestimmte Grenze und alternative Handlung. Diese scheint allerdings erst nach dem Tod der Mutter und nach dem Auszug von zuhause möglich geworden zu sein.

1.4.3 Selbstbestimmung des Tabus

In der Adoleszenz bzw. im jungen Erwachsenenalter waren für einige meiner Interviewpartner*innen Gespräche mit der Familie zwar leichter möglich, oft wurden diese aber selbstbestimmt verneint.

Also, dann hab ich gesagt (1) einfach, niemand darf das erfahren und so (1) erst wenn ich bereit bin, sozusagen, dafür. (I: Mhm) Und, ja. Im Geheimnisse behalten waren's eh recht gut meine Eltern ((lacht)) (Sasha B., 8/29–9/4)

Sasha B. führte ein langes Tabu und Schweigen der Eltern fort. Der entscheidende Unterschied ist, dass Sasha B. selbst bestimmte, ob darüber gesprochen wird und wann und damit das Sprechen darüber selbst reguliert und nicht mehr nur passive*r Passagier*in der eigenen Leidensgeschichte ist. Es ist ein Emanzipationsprozess, der durch eine erste Phase der Kontrolle des Tabus eingeleitet wird.

Ähnlich ist es bei Andrea A., die »in letzter Zeit, hin und wieder« mit der Mutter darüber sprach. In der nachfolgenden Passage taucht mehrmals ein »Jetzt« auf, das eine Kontrasterzählung zur Zeit davor markiert.

Meine Mama hab ich eben. jetzt. in letzter Zeit, hin und wieder mal gefragt ob sie das: (1) davor schon gewusst hat. sie hat eben nein gesagt. ((atmet ein)) (4) Ahm. Ich rede nicht gern drüber, wenns nicht von mir angeschnitten wird. (I: mhm) Also ich mags irgendwie nicht, wenn meine Mama jetzt anfangt mit dem Thema, weil (2) ich weiß nicht. ich finds irgendwie ungut. (I: mhm) Weils irgendwie doch mein Thema ist und wenn ich jetzt grad irgendwie keine Lust hab drüber zu reden, dann will ich das ehrlich gesagt auch nicht. (I: mhm) (Andrea A., 11/36–44)

Einerseits stellte Andrea A. nun Fragen an die Mutter, die zuvor so nicht möglich gewesen waren. Andererseits blieb »es« bzw. »das« weiter unausgesprochen. Es war aber ein Anschneiden (»angeschnitten«) des Themas möglich, in dem etwas vom Inneren bzw. Verborgenen sichtbar werden konnte. Wichtig war Andrea A., das Thema selbst aufzugreifen, die Kontrolle darüber zu behalten und keine (weiteren) Eingriffe in ihre Integrität erleben zu müssen. Bemerkenswert ist auch der Bezug auf das »jetzt«, wenn die Mutter mit dem Thema anfangt, als wäre es schon zu spät. Zuvor schien es der Mutter nicht möglich gewesen zu sein, jetzt ist es Andrea A.s Thema (»mein Thema«), mit dem sie sich klar und selbstbestimmt abgrenzt.

Trotz dieser Selbstbestimmung bleibt sie im Rahmen der Tabuisierung, die fortgeführt wird, bis, wie Sasha B. in der vorigen Passage sagt, »ich bereit bin«. Diese Formulierung impliziert die Notwendigkeit einer Vorbereitung darauf, die allerdings nun selbstbestimmt(er) möglich ist.

1.4.4 Zwischenfazit

Anschließend an das Kapitel IV.1.3 verweist Sasha B.s Erzählung über den Suizidversuch auf die Spannung und Not, die durch jahrelange Tabuisierungs- und Normalisierungspraktiken innerhalb der Familie nicht mehr auszuhalten, aber auch aufgrund widerständiger und eigensinniger Körperentwicklungen nicht mehr zu verstecken waren. Sasha B.s Körperlichkeit wurde spätestens mit dem Eintreten der Pubertät (durch Bartwuchs und Stimmbruch) hör- und sichtbar zu einer Projektionsfläche des Tabus, sodass Sasha B. ein Problem für die Familie rekonstruiert. Deutlich wurde nämlich auch, dass es dabei nicht nur um die *eigenen* Probleme mit dem Anderssein ging, sondern auch um die Angst vor den Problemen, die Sasha B. durch die körperliche Anwesenheit in der Familie anrichten könnte. Sasha B.s Bericht über den Suizidversuch verdeutlicht die Ausweglosigkeit, den Eigensinn des Körpers mit einer binären starren Geschlechterordnung in ein akzeptables Verhältnis zu bringen. Der Tabubruch konnte nicht über die »Lippen gebracht« werden. Es erforderte einen Brief in Verbindung mit einem Suizidversuch, der vor einer unmittelbaren und direkten Auseinandersetzung schützte. Anhand dieser Erzählung werden normative Vorstellungen und Verständnisse von Geschlecht(skörper)ordnungen in all ihrer Gewalt und Mächtigkeit sichtbar. Normative Konzepte einer heterosexuellen »Normalfamilie« (Riegel 2021, S. 100) sind im Anschluss an meine Studie insofern zu erweitern, dass Kinder einen eindeutig weiblich oder männlich gelesenen Geschlechtskörper und einen damit verbundenen Mädchen- oder Jungen-Subjektstatus aufzuweisen haben, um als intelligibler Teil der Familie zu gelten. Über vielfältige Normalisierungs- und Tabuisierungsprozesse wird dem Konzept der »Normalfamilie« von allen Familienmitgliedern zugearbeitet. Erst massive biografische Erschütterungen wie der Suizidversuch von Sasha B. bieten die Möglichkeit für ein innerfamiliäres offeneres Sprechen. Diese Möglichkeit muss allerdings als Glücksfall bewertet werden.

Selbst wenn Intergeschlechtlichkeit in Form von Diagnosen in medizinischen Kontexten benannt werden konnte, zeigt sich, dass auch dies kein offenes Sprechen in der Familie ermöglichte. Vielmehr werden die eigene Hilflosigkeit und Überforderung der Eltern, mit ihren Kindern in ein offenes Gespräch zu gehen, durch Besonderungen, normalisierende Beruhigungen, Umgehungen und Verdrängungen deutlich. Körper und Praktiken, die auf einen Bruch heteronormativer Diskurse verweisen, müssen selbst in der Familie »ent_erwähnt« (Hornscheidt 2012, S. 152f.) bleiben. Wenn, wie bei Sasha B. zu einem späteren Zeitpunkt, ein offeneres Sprechen doch möglich wurde, wird an den Schilderungen über die Konflikte ersichtlich, wie sehr das elterliche Verhalten als spannungsreich und komplex bewertet wird: einerseits kam eine große Wut und Verzweiflung über die individuelle belastete Eltern-Kind-Beziehung auf, andererseits musste das Wissen über omnirelevante gesellschaftliche Strukturen und Machtverhältnisse berück-

sichtigt und die Tabuisierung gar als liebend und schützend bewertet werden. Dies bestätigt sich vor allem in Formulierungen des »Glück-Habens« oder beruhigenden Normalisierungspraktiken zur Herstellung einer Ordnung und die Ermöglichung von Intelligibilität (beispielsweise als »Mädl«). Auch Rene S.s Schilderungen über das »nicht ganz Ankommen« bei der Mutter verdeutlichen einerseits Rene S.s Bewusstsein von den gesellschaftlichen Strukturen, die das Verstehen der Mutter beschränkten, und andererseits auch die eigene sprachliche Begrenztheit einer Ausformulierung der »Sache«. Kris M.s Erzählung über die Ambivalenz, »nicht weh tun zu wollen«, bekräftigt die Angst vor verursachten Problemen durch das Anderssein, aber auch die Unmöglichkeit, auf Dauer die familiären Normalisierungsdiskurse zu ertragen bzw. weiterzuführen. Generell wird ein großes Risiko des ›Darüber-Sprechens‹ deutlich.

Die Mutter wird überwiegend als die wichtigste Bezugsperson dargestellt und ihr wird auch am ehesten eine Sprecher*innenrolle in der Familie zugetraut. Durch die Wortwahl der Erzähler*innen, wie »versucht« oder »konnte nicht« ist ein *Wunsch nach einem Ansprechen nicht nur durch die Personen selbst, sondern auch durch Familienmitglieder* erkennbar. Die selbstbestimmte Kontrolle über das Sprechen war lange nicht möglich und fand erst im Jugend- bzw. jungen Erwachsenenalter, meist nach einer ersten Thematisierung über Diagnosen, erste Möglichkeitsräume. Diese gestalteten sich in Form einer selbstbestimmten Übernahme des »eigenen Themas« in Abgrenzung zu den Eltern und können als eine bedeutende erste einleitende Phase eines Emanzipationsprozesses gelesen werden. Bei genauerer Betrachtung finden sich immer wieder Versuche des eigenen Ansprechens und auch Gelegenheiten für Familienmitglieder, Gespräche einzuleiten. Und doch blieben die Versuche oft erfolglos, weil der Bezug auf binäre Geschlechterordnungen beschränkt blieb und als Ordnungs- und Stabilisierungsversuch der Eltern gedeutet werden kann. Besonders an Rene S.s Beschreibung wird deutlich, dass es nicht nur um die Variationen der Geschlechtsmerkmale selbst ging, sondern auch um eine Gefühlsebene, »wie« die »Sache« für Rene S. ist. So *fehlten nicht nur Begriffe und Formulierungen jenseits einer pathologisierenden Sprache, sondern komplexe Ebenen von Beziehungen, Gefühlen, Identität und Körper* wurden deutlich, die schwer zu fassen sind und eine intensive Suchbewegung (auch in Form eines Coming-Ins) erfordern. Elterliche Stabilisierungsversuche innerhalb dieser Suchbewegungen werden als wenig hilfreich beschrieben. Die Grenzen des Verständnisses und der Empathie erklären die Erzähler*innen durch gesellschaftliche heteronormative Strukturen, die Schuldzuweisungen an die Eltern kaum zulassen.

Die Erzähler*innen sind sich aber auch generell der gesellschaftlichen heteronormativen Grenzen sehr bewusst, sodass die Fortführung des Tabus »als mein Thema« weiterhin erforderlich ist. Es wird deutlich, dass der Anspruch auf »mein Thema« überwiegend in einer Abgrenzung zur bisherigen Fremdbestimmung bestand und weniger konkret ausformuliert werden konnte, wie Rene S.s Erzählung über die

Formulierung eines »Mehr« als nur »eine Hormonsache« verdeutlicht. Die Vorbereitung eines Coming-Outs erforderte viel Zeit und Schutz durch die Familie, die nun nicht mehr als tabueinführend und -leitend verstanden wird, sondern *als Mitwiserin Schutz gewähren* soll, indem sie das Tabu aufrechterhielt.

Letztlich gelingt den Erzähler*innen aber ein Sprechen, das schon in der Bereitschaft, mir ein Interview oder eine schriftliche Antwort zu geben, deutlich wird. Wie sie allerdings unter diesen Voraussetzungen ihr Selbst in familiären Kontexten konstruieren, werde ich im nächsten Kapitel beleuchten.

1.5 Selbstkonstruktionen in der biografischen Erzählung

Vor dem Hintergrund der rekonstruierten Erfahrungsberichte werden nachfolgend Selbstkonstruktionen und -positionierungen in der Familie analysiert. Dabei stehen sowohl sprachliche Konstruktionen als auch Berichte über (Geschlechts-)Körperrepräsentationen im Fokus.

1.5.1 Geschlechterkonstruktionen

Geschlechterkonstruktionen sind in den biografischen Erzählungen der intergeschlechtlichen Personen besonders hervorgehoben. Oft wird schon der Beginn einer biografischen Erzählung dafür genutzt, die eigene geschlechtliche Verortung und das geschlechtliche Werden zu thematisieren. Einerseits sind die biografischen Erzählungen als Legitimation einer plausiblen inter*Geschichte zu lesen, in der normative Diskurse über eine Normalbiografie wirksam sind, andererseits eröffnet diese biografische Selbstthematisierung über das geschlechtliche Werden in der Familie Möglichkeitsräume für widerständige bzw. subversive intergeschlechtliche Subjektkonstruktionen. Dies zeigt sich (in unterschiedlicher Ausprägung) anhand der folgenden biografischen Selbstthematisierungen.

»Verpatzter Bub«

Ok. A::::h Ich bin aufgewachsen mit ahm (2) zwei Burschen gemeinsam. Also mein Cousin war eigentlich gleich alt wie ich, (I: Mhm.) wenige Monate jünger. M::: Dann (1) von meiner Mutter eine Freundin die hat auch ein Monat vor meiner Mutter eben das Kind gekriegt, das war auch ein Bursch. Also wir waren dann eigentlich drei Kinder. Und zwei davon Burschen und ich. (I: Mhm.) Ein verpatzter Bub @quasi@. (I: @hm@) a::::h und ahm. J:::a, jetzt hab ich eigentlich viel mit denen gemacht, mit denen als Kind schon Fußball gespielt und alles, war dann im Fußballverein relativ früh. Also ich glaub- sicher mit sechs Jahren bin ich in den Fußballverein. Ah::m da warn, glaub ich drei andere Mädls auch. Ahm (1) Nach und nach haben die immer mehr aufgehört, bis elf glaub ich, ((atmet ein)) °dann hab ich auch° aufgehört. Ahm, ja. Im Kindergarten wars dann eigentlich immer

so, (1) dass a::h dass ich eben auch viel mit dieser Burschengruppe zusammen war u::nd eher weniger mit den Puppen gespielt hab, und um das jetzt quasi (1) ähm. stereotyp (2) ahm °aufzuführen° (l: mhm) Ahm (2) Bin eher mehr auf die Bäume gekraxelt und hab mit den Burschen Fußball gespielt und hab eher selten in der Puppenecke gespielt. (Andrea A., 1/26–2/8)

Andrea A. inszeniert sich in dieser Erzählung in Abgrenzung von »zwei Burschen« als ein vorerst geschlechtunbestimmtes »Ich«. Weder spricht sie von einem »Wir« als drei Burschen, noch von zwei Burschen und ich als Mäd. Andrea A. versucht mittels dieser Erzählung, Hinweise auf eine inter*Geschichte zu geben sowie auf eine frühe Sozialisation unter Burschen.

»Verpatzter Bub« markiert einen Buben, der nicht ganz passt bzw. Unordnung erzeugt. Die Formulierung deutet jedenfalls auf ein »Verpatzen« der Eindeutigkeit als Mädchen, aber auch als Junge hin. Möglicherweise dient die Erzählung mit den zwei Burschen auch dazu, burschenhaftes Verhalten und Interesse zu erläutern. Obwohl sie nämlich mit Jungs aufgewachsen ist und »viel mit denen macht«, orientierte sie sich beim Fußball an entscheidenden Momenten an den Mädchen: Wenn alle Mädls aufhören, »hab ich auch aufgehört«.

Andrea A. zeigt eine Reflektiertheit und ein Bewusstsein von Geschlechterstereotypen. Eine eigene Bezugnahme darauf scheint für die Erzählung wichtig zu sein. Die Tatsache, dass für sie Puppen weniger interessant waren, als Fußball zu spielen und auf Bäume zu klettern, sagt nichts über ihr Geschlecht aus, aber sehr viel über einen Geschlechterdiskurs, in dem Kinder schon sehr früh eingeordnet werden. Es wäre nicht verwunderlich, wenn Andrea A. als Kind mehrmals als »verpatzter Bub« mit fehlendem Interesse an Puppen im familiären Umfeld beschrieben worden wäre. Der Hinweis, »selten in der Puppenecke gespielt« zu haben und stattdessen »mit den Burschen Fußball« gespielt zu haben, ist ein Versuch, eine Abgrenzung zum Subjekt Mädchen darzustellen, die durch das soziale Umfeld und das eigene Verhalten Geschlechternormen irritiert. Auch wenn die Intergeschlechtlichkeit in diesem Zeitraum noch nicht bekannt war, ist sie bereits in dieser Anfangserzählung eingeschrieben und strukturiert den weiteren biografischen Verlauf des Interviews.

»Keine Frage, dass ich genauso Mädchen bin«

In den nachfolgenden zwei Erzählausschnitten macht Alexis W. eine bedeutende Differenz auf, die sich in einer Altersbeschreibung ausdrückt. Alexis W. schreibt am Beginn (im zweiten Satz) des Schreibaufrufs:

Geboren 19xx als zweites von zwei Kindern, war bis zu meinem 16. Lebensjahr keine Frage, dass ich eine der zwei Töchter der Familie bin. (Alexis W., 2/5)

Im Verlauf der Erzählung taucht jedoch noch ein anderes Lebensalter auf, in dem die weibliche Subjektposition noch nicht infrage gestellt worden ist.

Bis zum Alter von zirka zwölf Jahren war für mich keine Frage, dass ich genauso Mädchen bin wie meine Schwester und alle anderen Mädchen in meinem Umfeld. Zwar fühlte ich mich oft »gröber« und »klobiger« als die anderen Mädchen, raufte auch mal mit den Jungen und war in keiner Hinsicht ein »zartes« und »feines« Geschöpf, andererseits spielte ich mit Hingabe und sehr lang mit meinen Puppen, bastelte gern und ausgiebig – und interessierte mich wenig für Sport, Technik, Lego, Autos, Bauen o. ä., sodass zumindest äußerlich mein Geschlecht keine Frage war. (Alexis W., 3/8–12)

Entgegen der Anfangserzählung von Alexis W., in der sie sich als »Tochter« beschrieb und dies bis zum sechzehnten Lebensjahr keine Frage gewesen sei, taucht hier schon das Alter von zwölf Jahren auf. Alexis W. differenziert also zwischen einer Frage »für mich« und die »der Familie«. Zeitlich besteht hier eine Differenz von vier Jahren. Wie im Kapitel IV.2 zur Schulzeit noch näher ausgeführt werden wird, entdeckte Alexis W. mit zwölf Jahren ein Anderssein der eigenen (Geschlechts-)Körperbeschaffenheit. Bis dahin beschreibt sich Alexis W. also in der eigenen Wahrnehmung als »genauso Mädchen«. Alexis W. unterscheidet nicht nur in der Altersbeschreibung, sondern auch in der Selbstdarstellung als weibliches Subjekt »Tochter« und »Mädchen«. Die Tochter bleibt Alexis W. ohne Frage bis zum sechzehnten Lebensjahr. Die Frage, ob Alexis W. ein Mädchen ist, tauchte bereits früher auf. Damit verdeutlicht Alexis W. Subjektpositionen, die innerhalb einer weiblichen Subjektverortung unterschiedliche (sprachliche) Positionierungen enthalten. So war die eigene Subjektposition als Mädchen bereits infrage gestellt, während sie (bis zur Diagnose) in der Familie als Tochter stabil blieb.

Trotz des hier beschriebenen nicht-normentsprechenden Verhaltens und Körpers, musste das eigene Passing für Alexis W. als »Mädchen« und »Tochter« nicht infrage gestellt werden. Obwohl Alexis W. sich also als »gröber und klobiger« als die anderen Mädchen fühlte und das Raufen mit Jungs hervortrat, schien das Puppenspiel, das Basteln und das Desinteresse an Sport, Technik, Lego, Autos und Bauen ausreichend zu sein, um »äußerlich« als Mädchen zu gelten. Bis zwölf Jahre war eine sichere intelligible Position für Alexis W. möglich, da sie trotz eines klobigeren und gröberen Fühlens einer weiblichen Körper-Passung entsprach, die nicht hinterfragt werden musste. Verschiebungen normentsprechenden Verhaltens als Mädchen und des Mädchen-Körpers werden zwar markiert, aber auch als problemlos für einen unhinterfragten Subjektstatus als Mädchen dargestellt. Alexis W. verweist darauf, dass dies »zumindest äußerlich« möglich war. Die eigene Körperwahrnehmung »fühlte« Alexis W. bereits früher als »anders«, was allerdings nicht mit einer Infragestellung als Subjekt Mädchen einherging.

Für Andrea A. und Rene S., die wie Alexis W. erst später von ihrer Intergeschlechtlichkeit erfahren haben, ist es möglich, sich als Mädchen in der Erzählung zu positionieren. Dennoch blieb eine beschriebene Ambivalenz zwischen Norm und Abweichung bestehen (vgl. dazu auch Zehnder 2010, S. 241), sodass Hinweise auf die Intergeschlechtlichkeit gegeben werden, die in die Biografie eingebaut werden müssen (vgl. dazu auch Dausien & Mecheril 2006 oder Gregor 2015).

Sasha B. und Kris M. hingegen, bei denen sogenannte »primäre Geschlechtsmerkmale« von Beginn an nicht der Norm entsprachen, konstruierten auch von Beginn an ein Anderssein hinsichtlich der Geschlechterkonstruktion (vgl. Kapitel IV.1.2.1).

Kind mit männlichem Geschlechtseintrag

Kris M. differenziert zu Beginn ihrer Erzählung zwischen »Kind« und »Geschlecht« und negiert damit auch die Selbstbezeichnungen »Junge« und »Mädchen«:

Äh (1) aufgewachsen bin ich als Kind und mein Geschlecht war männlich eingetragen. (Kris M., 3/32–33)

Das Geschlecht wird zwar als »mein« Geschlecht markiert, bleibt aber als Eintrag wie ein formaler Akt in der Erzählung hervorgehoben. Relevant ist das Aufwachsen als »Kind«. »Mein Geschlecht« ist in dieser Form der Erzählung eher mit Einträgen wie solchen über meinen Wohnsitz oder meinen Beruf zu vergleichen. Das Kindsein steht für Kris M. im Vordergrund, der Geschlechtseintrag als formaler Akt.

Ahm (1) also. Meine Eltern haben mir (1) ein Bubengewand angezogen, (1) also vielleicht als Baby als ein Mäd'l, (1) aber (1) das weiß ich leider nicht (2) ich hab nur so Bilder gesehen, wie ich so drei vier Jahre alt war und wie sie mich so als Bub angezogen haben. (Kris M., 23/34–36)

Nicht nur in dieser Passage markiert Kris M. in den Erzählungen den Konstruktionscharakter von Geschlecht deutlich. Das »Bubengewand« wurde Kris M. angezogen. »Als Bub« oder »als Mäd'l« hatte Kris M. ihre Rolle zu erfüllen. Das Bubengewand gilt als Gendermarker, an dem sich Kris M. zwar zu orientieren versuchte. Es bleiben aber über die biografische Erzählung hinweg Formulierungen eines »als« anstelle eines *Seins* prägnant. Kris M. »ist« weder ein Bub noch ein Mädchen. Das Gewand legte fest, ob Kris M. sich »als« Bub oder Mädchen präsentierte. Kris M. blieb ein Kind mit einer Maskerade bzw. einem Kostüm, dem Bubengewand. Und doch scheinen der Eintrag und die Kleidung mehr als eine Nebensache zu sein. So erschien es auch notwendig, Kris M. Fotos über die ersten Lebensjahre vorzuenthalten, um mit dem Eintrag das männliche Geschlecht abzusichern (vgl. dazu auch Kapitel IV.1.3.1).

»Irgendwie anders«

Sasha B. versucht in folgender Sequenz, den biografischen Verlauf der eigenen Geschlechtlichkeit dazustellen:

(...) und war als Kind immer sehr burschikos immer. Eigentlich. So bis zur Pubertät, wo ich gemerkt habe, mah, ich bin so anders, dass ich dann versucht habe, sehr in das Männliche (1) äh (1) sehr in das Weibliche. Zu gehen, sozusagen. (l: Mhm) So mit elf, zwölf hat das angefangen. Davor war ich immer eher so ein Bub. A::hm. Auch von meinen Aktivitäten und so. sag ich mal (1) also:: ((atmet durch)) (10 sec. Pause) und (1) ja. Nein! Obwohl, (1) Also beides! ((lacht)) Keine Ahnung. (Sasha B., 6/11–19)

Sasha B. führt die Erzählung ebenso wie Kris M. mit »als Kind« ein, das hier auch als zeitliche Setzung (als Zeit vor der Pubertät) zu lesen ist. Trotzdem spricht Sasha B. nicht von der Kindheit, sondern setzt ein geschlechtsneutrales Subjekt »Kind« voran, das nur über eine Eigenschaft (»immer sehr burschikos«) beschrieben wird. Der Ausdruck »burschikos« markiert eine Eigenschaft, die männlich gelesen, aber dennoch Mädchen zugeschrieben wird. Interessant an dem gewählten Begriff »burschikos« ist, dass Sasha B. sich zwar an den zwei Möglichkeitsbedingungen (männlich – weiblich) sprachlich orientiert, diese aber auch aufbricht. Das burschikose Mädchen enthält einen Widerspruch in sich, der aber sprachlich funktioniert und innerhalb der Zweigeschlechterordnung als Subjekt durchaus positiv besetzt¹⁰ und als Subjekt anerkannt bleibt.

Der beschriebene Versuch, mehr ins Weibliche zu gehen, setzte mit dem Eintreten der Pubertät ein, in der Sasha B. Gefahr lief, den Subjektstatus als Mädchen zu verlieren. Der Eindruck einer recht unproblematischen Zeit, in der Sasha B. als Kind »immer eher so ein Bub« bzw. »burschikos« gewesen war, wurde nun zu einem aktiven Versuch, »sehr ins Weibliche zu gehen«. Hier bezieht sich das Anderssein also auf den Körper, der sich in der Pubertät veränderte und zu einem anderen als dem der anderer Mädchen wurde. Dies erlaubte Sasha B. nicht weiter Verhalten und Eigenschaften an sich, wie burschikos oder »eher so ein Bub«, an den Tag zu legen. Erst als sich der Körper in der Pubertät »so anders« entwickelte, erforderte die geschlechtliche Anrufung als Mädchen ein *aktives* Zuarbeiten. Das Mädchen-Sein, das Sasha B. mit dem Versuch »sehr in das Weibliche gehen« beschreibt, verlangte nun bewusste aktive performative Handlungen. Die Formulierung »davor war ich eher so ein Bub« markiert einen Zeitraum als Kind, das geschlechtlich zwar klassifiziert

10 Dabei soll nicht unerwähnt bleiben, dass die Formulierung »burschikos« für Mädchen positiv konnotiert bleiben kann, während ein »mädchenhafter« Junge überwiegend negative Konnotationen einschließt (die aus einer weiterhin bestehenden hierarchischen und asymmetrischen Ordnung zwischen Männlichkeit und Weiblichkeit resultiert).

wird (einen Eintrag erhält), der Kindskörper und das Subjekt Mädchen sich aber auch widerständig oder auch wie »beides« verhalten dürfen.

Sowohl in dem Versprecher als auch in dem Versuch der biografischen Positionierung wird die (sprachliche) Bedingung der binären Verortung besonders deutlich. Sasha B. versucht allerdings, genau in diesem Rahmen die Intergeschlechtlichkeit zu markieren: als »beides«, als »Männliche äh (...) Weibliche«, als burschikoses Kind (und zugewiesenes Mädchen). Das Lachen am Ende sowie die Feststellung »keine Ahnung« führen diese Binarität im Wissen über die Intergeschlechtlichkeit ad absurdum, ohne dass Sasha B. sie klar benennen zu vermag. Die biografische Selbstthematisierung vollzieht sich in einer eigensinnigen Auseinandersetzung und Verschiebung einer innerhalb der binären Geschlecht(skörper)ordnung zur Verfügung stehenden Sprache.

Ein weiterer sprachlicher Ausdruck, der in allen Erzählungen der Biograf*innen auftaucht, lautet »irgendwie anders«. Er verdeutlicht besonders die Unmöglichkeit zu benennen, *was und wie anders* »es« ist oder »ich« bin:

Ich schwieg jahrelang, verdrängte meine Ahnungen bzw. mein Wissen, dass es »irgendwie anders war bei mir« (Alexis W., 3/27–29)

Das »es« und »bei mir« kann als sprachliche Distanzierung zu einem »irgendwie anders«-*Sein* gelesen werden. Die Selbstbezeichnung bzw. Subjektivierung als »irgendwie anders« bleibt in dieser Formulierung aus. Eher wird »es« als etwas vages Anderes »bei« mir beschrieben, das Alexis W. begleitet, aber nicht gänzlich ausmacht. Alexis W. bezieht sich vermutlich auf die eigene Erkenntnis (»meine Ahnungen bzw. mein Wissen«) über einen anderen Körper als den von anderen Mädchen. Alexis W. schreibt aber nicht von etwas Anderem »an mir«, sondern »bei mir«, das auf Prozessuales und Begleitendes verweist, dabei aber vage bestimmt bleiben muss.

also seit ich mich erinnern kann, weiß ich schon, dass ich irgendwie anders bin so, als die anderen Mädchen (Sasha B., 2/45–46)

Sasha B. ist zwar als Mädchen aufgewachsen, beschreibt das biografische Selbst allerdings als »irgendwie anders«. Das Anderssein wird in Differenz zu den »anderen Mädchen« als Subjekt gesetzt und nicht etwa zu anderen weiblich gelesenen Körpern.

Das »irgendwie anders« erhält keine positive Bezeichnung, sondern lediglich eine Abweichung und Differenz. Bei genauer Betrachtung könnte aber auch die Differenz innerhalb der konstitutiven Einheit »Mädchen« gemeint sein: ein Anderssein unter Mädchen als Mädchen. Eine Grundlage für das Anderssein, das auch alle anderen biografischen Erzähler*innen meiner Studie anführen, scheinen die Tabui-

sierungs- und Normalisierungspraktiken in der Biografie zu sein, die die differente Wahrnehmung des Selbst undefiniert bleiben lassen. Auch in Alexis W.s Zitat finden sich Beschreibungen von jahrelangem Schweigen und einer verdrängten Ahnung. So könnte das Anderssein sich *nicht nur* auf eine Abweichung von der Norm beziehen, sondern auch auf den fehlenden Austausch, die Einsamkeit und ausbleibende Unterstützung. Sasha B. erzählt von einer bis zum Suizidversuch erlebten Einsamkeit. Aber auch Alexis W. macht eine Differenz von vier Jahren deutlich, in denen Alexis W. nicht über die eigene Beunruhigung und das Anderssein sprechen konnte. Zwischen dem 12. und 16. Lebensjahr war es »nur« die Frage von Alexis W., die nicht gestellt werden konnte. Auch das gibt einen Hinweis auf ein »es« und ein »irgendwie anders«, deren Ausformulierungsmöglichkeiten fehl(t)en. Vieles bleibt im Verborgenen, »verdrängt« und »nagend«.

Ich und meine/die Intergeschlechtlichkeit

In den vorigen Abschnitten wurde deutlich, dass insbesondere als Kind bzw. mit einem Kindskörper recht unproblematisch ein Subjektstatus als Mädchen oder Junge möglich ist. Abweichungen von Geschlechternormen müssen allerdings markiert werden. Erzählungen über eine inter* Biografie haben Geschlechterkonstruktionen im Besonderen hervorzuheben, zu denen sich die erzählenden Personen als intergeschlechtliche in Bezug setzen müssen (Geschlechterverhältnisse können nicht auf der Hinterbühne bleiben). So sind sie jedenfalls »irgendwie anders«, »beides«, »verpatzt« oder »Kind mit Geschlechtseintrag«. Nun wäre es denkbar, dass die Erzählungen spätestens ab dem Coming-Out als intergeschlechtliche Person im Interview eine subjektivierende Darstellung als inter* Person zulässt. Dem ist allerdings nicht so. Sasha B. beschreibt sich nur indirekt als inter*, indem Sasha B. auf Geschwister verweist, die »nicht intersexuell« sind und führt die biografische Erzählung zu Beginn als »meine Intersexgeschichte« (Sasha B., 1/6) ein. Es ist eine Erzählung über ein Werden, das sich mit und rund um die eigene Intergeschlechtlichkeit vollzieht, aber nicht in einem intergeschlechtlichen Subjekt aufgeht. Intergeschlechtlichkeit bleibt eine Eigenschaft, während eine geschlechtliche Subjektivierung als Frau oder Mann in der biografischen Erzählung nicht einfach so möglich ist. So schreibt Alexis W. etwa vom »Umgang mit meiner Intergeschlechtlichkeit« (Alexis W., 7/24). Auch diese Formulierung enthält eine Distanzierung zur eigenen Intergeschlechtlichkeit, die keine Subjektivierung wie Frau-Sein oder Mann-Sein enthält. Die fehlende Sprache, das Schweigen, fehlende potenzielle Role-Models und heteronormative Strukturen prägen die Subjektivierung auf eine Weise, die eine positive Beschreibung als geschlechtliches Subjekt in der Biografie so nicht ermöglicht, weder als inter* Person noch als Frau oder Mann. Sie bewegen sich stetig in einer Suche zwischen binären Strukturen, Normen und rund um das tabuisierte Es, die in einem geschlechtlichen Sein und Werden dazustellen versucht werden.

1.5.2 Körperpraktiken und Gendermarker

Es finden sich in den Erzählungen über das Selbst auch viele Beschreibungen von Körperpraktiken, die als sehr bewusste Zitationen von bestimmten Geschlechterkörpern in den biografischen Erzählungen hervorgehoben werden. Auf deren Funktion werde ich nun näher eingehen.

»Kleid bei Kinderfotografen« – Subjektstatus absichern

Ahm. Ich weiß noch, einmal bei einem Schul- also, beim Kindergartenfotografen beim Foto, hab ich mich aber bei der Mama quasi ganz fest dazu ausgesprochen, dass ich heute ein Kleid anziehen will wo der Fotograf kommt (2) Ahm. Den Moment hab i nu im Kopf. (Andrea A., 2/8–10)

Der Moment, der Andrea A. in den »Kopf« kommt, scheint für sie wichtig gewesen zu sein. Kommt ein*e Fotograf*in in eine Bildungsinstitution, können Fotos entstehen, die später der Familie und Bekannten oder auch im bzw. vor dem Gruppenraum gezeigt werden. Ein Ereignis, wofür mensch sich gerne von seiner ›besten Seite‹ zeigt. Das Foto wird vielleicht aufgehängt oder in die Geldtasche der Eltern geklebt, ein Bild von einem Kind(skörper), das keine verbalen Erklärungen, Geschlechtseinträge oder Namen transportiert. Bei Andrea A. diente das Kleid sowohl im Kindergarten als auch in der biografischen Erzählung als expliziter Gendermarker und soziale plakative Verortung als Mädchen. Andrea A. erinnert sich hier an einen Moment, in dem es ihr ein Anliegen war, mit dem Gendermarker »Kleid« gesehen zu werden und vermutlich damit auch als Mädchen soziale Anerkennung zu erfahren. Wenn wir uns an die Erzählung von Kris M. (vgl. Kapitel IV.1.3.3) erinnern, die ebenso gerne Kleider und Ohrringe tragen wollte, wurde ihr dies aus vermutlich demselben Grund untersagt. Die Notwendigkeit und der Wunsch, ein Kleid anzuziehen, sind hier ineinander verflochten. Das Kleid soll als Beweis für das Mädchen-Sein dienen. Dieser Aspekt war damals schon für Andrea A. als Kindergartenkind relevant, besonders wichtig erscheint er aber für die biografische Erzählung im Interview, in dem der Wunsch, als Mädchen gelesen zu werden, bereits im Kindergarten bestand, um den Subjektstatus Mädchen durch ein solches Bild abzusichern und das, obwohl (»aber«) Andrea A. sonst wenig mit Puppen spielte und ein »verpätzter« Bub unter Jungs war.

»Muskeln gehabt wie ein Mann« – Verkörperung ohne Sein

ich hab auch schon viel trainiert. Und so. u::nd ah, wie ich da so Muskeln gehabt hab, ahm (1) habe ich dann ein bisschen so ausgeschaut. wie ich fünfzehn, sechzehn Jahre alt war. hab ich so richtig Muskeln gehabt wie ein Mann also (2). (I:

mhm) Und auch meine Brust hat dann so ausgeschaut wie bei einem Mann. ich hab alles aufgebaut so ein bisschen. Und (2) und das hat mich auch ein bisschen so fühlen lassen und so. und (1) also, (1) mein Papa war ganz glücklich, ja, du schaust aus wie ein Mann. (I: ja) Und, ja. wie ich sechzehn war, ist mein Papa gekommen und sagte, kannst ein Bier haben, u::nd solche Sachen und (2) Und ja. also ich glaube, mein Vater wollte immer einen Bub haben. also zwei Buben. zwei Männer. (I: ja) (Kris M., 23/42–50)

Kris M. setzte über die Kleidung hinaus eine Körperpraktik, die sie »aufbaut« und sich damit in ihren Körper einschreibt. Sie trainierte, damit ihr Körper »wie ein Mann« aussieht. Bemerkenswert an dieser Stelle ist auch, dass Kris M. immer noch von einem »wie ein Mann« und nicht von einem »Mann-Sein« spricht. Männliche körperliche Attribute ließen Kris M. zwar »ein bisschen so fühlen«, es bleibt aber der Eindruck eines Kostüms, einer *Verkörperung ohne Sein*. Den Vater machte dieses Aussehen bzw. diese Verkörperung glücklich, wobei auch in der Zitierung der Aussage des Vaters wiederum eine Verkleidung (»schaust aus wie«) und nicht ein Sein (wie etwa in der Formulierung »du bist jetzt ein Mann«) markiert. Die körperlichen Attribute wurden durch den Vater mit männlichem Verhalten bestärkt: dem Biertrinken. Und auch das ist mehr als ein soziales Verhalten: Das Bier wurde getrunken und in Verbindung mit dem glücklichen Vater als sozial männlich gefärbtes Getränk einverleibt. Die von Butler beschriebene leidenschaftliche Verhaftung an sozialen Normen ist nicht nur über Kris M. als geschlechtliches Subjekt ersichtlich, sondern auch bei dem Vater, der »glücklich« ist und Kris M.s männlichem Geschlechtseintrag performativ zuarbeitete. Kris M. erzählt allerdings nicht nur an dieser Stelle, dass der Vater zwei Buben »wollte«, das nahelegt, dass er jene zwei Buben aber trotz dieser normalisierenden Körperpraktiken und performativen Zuarbeit *nicht hatte*. Kris M. deutet damit an, trotz des Bedürfnisses und Bemühens, den formalen männlichen Geschlechtseintrag sozial zu erfüllen und zu verkörpern, diesem Anspruch nicht wirklich genügen zu können.

»Weibliche Sachen« und Grenzen der Geschlechtskörperpraktiken

Ähnlich wie bei Kris M. zeigten sich auch bei Rene S. Körperpraktiken, die v.a. mit Zugehörigkeitsgefühlen und dem Wunsch, sozial intelligibel zu sein, verbunden werden, aber im Widerspruch zum Wohlbefinden standen.

Rene S. versucht mit der ersten Erzählsequenz zu erläutern, wie die Schwester Rene S. in eine weiblichere Körperpraxis einführt:

Sie ist mit mir so Klamotten kaufen gegangen, und mir gezeigt wie ich mir die Beine @rasier@ oder (I: mhm) ja, genau diese Sachen. (1) Ähm da hab ich aber eben auch (1) gemerkt dass ich da total (1) äh ähm, (3) ja so Schwierigkeiten damit hatte, ich weiß nicht für mich ist schon dieses, ähm mh (1) ja halt al- dieses

dass ich das halt dann so gemacht, hab, aber mich nicht so ganz (1) mich nicht so wohl damit gefühlt hab oder auch oft dann so das Gefühl hatte äh auch diese Klamotten oder so, (1) sieht an mir komisch, aus, also so °weiß nicht° also mit ihr so (1) eben mit dreizehn vierzehn so (1) dann so manchmal so shoppen gegangen bin und irgendwelche Kleider, gekauft hab, und irgendwelche °weiblichen° Sachen so, die dann nicht mehr so kindlich waren sondern dann eher weiblicher, oder so, hab ich mich oft daf- mit auch so, ähm (1) unwohl, oder oder hab ich, hab ich das Gefühl gehabt so ich versuch grade so, bisschen da so (1) dadurch auch mehr so dazu zu gehören, oder so aber es klappt, immer nicht so ganz. (Rene S., 17/20–31)

Rene S. differenziert nicht nur an dieser Stelle zwischen dem »Kindlichen« und dem »Weiblichen«. Als Kind schien Rene S. noch recht gut durchzukommen. Als Rene S. jedoch 13 oder 14 Jahre alt wurde, benötigte es eine aktive Gender-Körper-Praktik, um »dazu zu gehören«. So führt Rene S. dafür beispielsweise das Rasieren oder Kleiderkaufen als zu erlernende Praxis über die ältere Schwester an. Diese Versuche, wie Rene S. sie beschreibt, wurden von Rene S. allerdings nicht mit einem Wohlbefinden verbunden. Das Dazugehörenwollen stand mit dem eigenen Körper-Gefühl im Widerspruch. Der Druck, erwachsen und damit »weiblich« zu werden, wird nicht nur in dieser Passage deutlich. Rene S. markiert auch schon vorher die empfundene Schwierigkeit, das Kindsein aufgeben zu müssen, womit Geschlechtlichkeit bzw. »weibliche Sachen« in den Vordergrund rückten, um »mehr so dazu zu gehören«. Die Tatsache, dass das eigene Wohlbefinden nicht im Einklang mit den Voraussetzungen des Dazugehörens stand, ähnelt der Erzählung von Kris M.

Rene S. bezieht sich in dem folgenden Erzählausschnitt auf die letzten zwei Jahre, in denen Rene S. eine Veränderung im »Verhältnis zur Weiblichkeit« erklärt und damit primär den Fokus auf das eigene Gefühl bei Geschlechterpraktiken legt, und zwar »unabhängig« von anderen:

ähm weil so in den letzten zwei Jahren oder so, hab ich da, hab ich mein Verhältnis so zu so Weiblichkeit oder so bisschen verändert, oder hab äh mir die Haare wieder lang wachsen lassen, und hab manchmal versucht wieder so weiblichere, Klamotten die als weiblicher gelten so (I: mhm) anzuziehen und mich damit auch so wohlzufühlen mehr, ähm und ähm ähm (1) hab da so wieder Verschiedenes so also hab zum ersten Mal wieder Kleider oder Röcke oder so auch mal angezogen, oder mich auch wieder mal geschminkt oder so, oder halt so ähm in den letzten zwei Jahren so mehr versucht wieder so unterschiedliche Sachen auszuprobieren, und rauszufinden was ich eigentlich selber mag, oder unabhängig von dem so nach so ner krassen Abgrenzungsphase so das hat alles nichts mit mir zu tun so, (I: mhm) rauszufinden wie will ich sein, oder wer bin ich, oder was mag ich daran und was mag ich nicht, oder so. (Rene S., 32/10–19)

Die »Weiblichkeit« wird in diesem Abschnitt weniger zu einer einzuübenden Körperpraxis und mehr zu einem »Ausprobieren«, einem Spielen mit Kleidung und anderen Körperpraxen wie dem Schminken, die als »weiblicher gelten«. Diese beschriebene Möglichkeit des Ausprobierens steht im Kontrast zu dem fast zwanghaften »Versuch« (der sich auch bei Sasha B. im vorigen Kapitel findet), Normen zu entsprechen. Diesem Ausprobieren geht eine »krasse Abgrenzungsphase« voraus, die es offensichtlich erleichterte, nun mit einiger Distanz nicht bloß Normen erfüllen zu wollen, sondern »rauszufinden, wie will ich sein« und »wer bin ich« – und dies »unabhängig« von klaren Abgrenzungen, die auch als Klassifizierungen gelesen werden können. Dadurch veränderte sich auch das »Verhältnis« zur »Weiblichkeit«: nämlich die Unabhängigkeit zu dem, was als wie geschlechtlich »gilt«. Und trotzdem musste sich Rene S. der Frage stellen: Wer bin ich? Und wie will ich sein? Fragen, die nicht unabhängig von Rene S.s Umfeld beantwortbar waren, um als Subjekt zu gelten. Dies zeigt die folgende Stelle sehr eindrücklich:

Und da hab ich auch jetzt in der Zeit halt stärker noch gemerkt dass ich da aber ähm (1) dass mir das trotzdem passiert, ähm immer noch, auch an Tagen wo ich mich schminke, und wo ich mich enger anziehe und mich weiblicher anziehe und denke ich trete grad weiblicher auf, trotzdem Leute von mir verwirrt sind denken ich äh oder so nich sich- oder solche Toilettensituationen oder so was, und das find ich total ähm das hat mich dann auch nochmal so stutzig gemacht, wie mir das halt trotzdem immer noch weiter passiert, auch wenn ich so das Gefühl hab ich trete gerade weiblicher, auf (l: mhm) und jetzt grade verwirr ich, bin ich gerade eindeutig, dass ich das denke von mir gerade, und merke ich bins trotzdem nicht (l: mhm) (Rene S., 32/19–27)

Die Fragen, wer bin ich, wie möchte ich auftreten, wie möchte ich gelesen werden und wie werde ich gelesen, scheinen an dieser Stelle nicht mehr »unabhängig« zu funktionieren. Die Formulierung, dass es Rene S. »passiert«, nicht (eindeutig) weiblich gelesen zu werden, enthält etwas, das außerhalb Rene S.s Kontrolle lag. Selbst wenn sich Rene S. schminkte und sich weiblich kleidete, waren Menschen verwirrt und konfrontierten Rene S. mit Irritationen, die Rene S. bereits in der Erzählung davor ausführte. Die Abhängigkeit von der Interpretation Anderer wird in dieser Beschreibung sehr deutlich. Rene S. versucht zu ergründen, was an dem weibliche(re)n Auftritt und damit dem Subjektstatus als Frau (»ich *bins* trotzdem nicht«) nicht funktionierte:

und da hab ich mich auch oft gefragt, hat es jetzt damit was zu tun dass ich mir das halt einfach, dass ich trotzdem verhältnismäßig trotzdem noch so viel männlicher dann wirke, oder dass ich mir einfach so bestimmte: e Körpersprache, vielleicht angewöhnt hab die Leute dann eher so interpretieren, oder hat es einfach

trotzdem wirklich auch so mit so körperlichen Sachen (l: mhm) bisschen zu tun oder so (Rene S., 32/27–32)

Die »körperlichen Sachen« sind hier nicht mehr auf Kleidung, Aktivitäten oder Praxen wie das Schminken bezogen, sondern auf körperliche Sachen, die anscheinend nicht auf eine Weise modifizierbar waren, dass sie wie gewünscht geschlechtlich gelesen wurden. Auch die Körpersprache, die ebenso in den Körper als Eigensinn übergehen kann, wird hier angeführt und hinterfragt. Die »körperliche Sache« umschreibt möglicherweise noch etwas Anderes. Rene S. scheint auf die Intergeschlechtlichkeit anzuspüren und verdeutlicht damit die Unmöglichkeit, trotz aller Reflektiertheit der Repräsentation, den Körper, der sich in einem Eigenleben jeglicher performativ bewusster Praxis widersetzt und einen intelligiblen Subjektstatus als Frau verunmöglicht, als »Sache« nicht gänzlich beeinflussen zu können.

1.5.3 Zwischenfazit

Alle Interviewpartner*innen weisen in Ihren Erzählungen eine hohe Reflektiertheit in Bezug auf Geschlecht und Geschlechterkonstruktionen auf. So wird auf Stereotype in den Erzählungen aufmerksam gemacht, soziales Verhalten in Bezug auf Geschlecht thematisiert oder es werden Geschlechtermarker über den Körper bewusst inszeniert. Besonders in Erzählungen über bestimmte Gendermarker wird deutlich, dass diese Reflektiertheit nicht nur retrospektiv in den Erzählungen vorhanden ist, sondern bereits in der Zeit als Kind oder Jugendliche*r. Diese Inszenierung wurde wechselseitig durch die Eltern und eigene Bedürfnisse motiviert: So sprach sich Andrea A. ausdrücklich bei der Mutter für ein Kleid zum Fototermin aus und Kris M. wurde aufgrund des muskulösen Oberkörpers vom Vater mit anerkennendem Zuspruch und dem Biertrinken bestärkt. Einerseits orientier(t)en sich die interviewten Personen als erzähltes und erzählendes Ich an binären Geschlechterverständnissen, d.h. innerhalb einer heterosexuellen Matrix, andererseits führ(t)en sie durch die Notwendigkeit der bewussten Zitierung von Geschlechterkonstruktionen und -praktiken diese ad absurdum und brechen damit Grenzen auch auf. Sie greifen auf zur Verfügung stehende Diskurse zurück und modifizieren und unterlaufen sie damit teilweise auch.

Mit Blick auf die Selbstthematizierung in den biografischen Erzählungen können des Weiteren Bereiche rekonstruiert werden, auf die sich das rätselhafte »Es« bezieht, verbunden mit der Frage, welche Bedeutung diese für intergeschlechtliche Personen haben kann. Mit biografischer Bezugnahme auf die eigene Intergeschlechtlichkeit steht eine *Notwendigkeit der Aushandlung als intergeschlechtliches Subjekt* im Raum. Um die eigene geschlechtliche Verortung und das geschlechtliche Werden zu thematisieren, wirken einerseits normative Geschlechterdiskurse, zu der sie sich biografisch ins Verhältnis setzen müssen (vgl. dazu auch Dausien &

Mecheril 2006; Gregor 2015), andererseits eröffnet die Bezugnahme und Zitation normativer Diskurse eine Verschiebung hin zu einer Beschreibung als intergeschlechtliche Person. Als tabuisierte und norm(alis)ierte geschlechtliche Subjekte nutzten die Erzähler*innen die Fragilität, Vielfalt und Widersprüchlichkeit scheinbar eindeutiger Subjektpositionen, Identitäten, Sozialisationen und geschlechterstereotyper Verhaltensweisen, um binäre eindeutige Geschlechterdifferenzen aufzubrechen. Sie machen sich das notwendige Scheitern einer scheinbaren Eindeutigkeit sprachlich zunutze und verschieben sie zu einer inter*Erzählung. Dabei nutzen sie etwa Begriffe wie »beides«, »mehr«, »burschikos« »Kind mit männlichen Geschlechtseintrag« oder »verpatzt«.

Das geschlechtliche Werden und Zuarbeiten zu einem intelligiblen geschlechtlichen Subjekt wird v.a. auch über unterschiedliche geschlechtlich markierte Körperpraktiken (Foto mit Kleid, Beinrasur, Schminken, Muskelaufbautraining etc.) beschrieben. Hirschauer (1999) betont die wechselseitige Bedingtheit von Geschlechtstitel und Körper, denn »ein bestimmter Körper rechtfertigt, einen Geschlechtstitel zu tragen [...]« (ebd., S. 51). So werden vorerst auch unterschiedliche Zitationsverfahren über Körperpraktiken von meinen Erzähler*innen beschrieben, um als weiblich oder männlich zu gelten. Andrea A.s Wunsch nach einem Kleid für das Foto beschreibt das Bedürfnis, einen Geschlechtstitel plakativ (bildhaft) zu unterstreichen. Auch Kris M. arbeitete dem Geschlechtseintrag »männlich« und dem Wunsch des Vaters »zwei Buben« haben zu »wollen« zu. Sie beschreibt Körperpraktiken, die nicht nur über Kleidungspraktiken, sondern auch durch intensives (geschlechtlich einverleibendes) Muskeltraining erfolgten. Diese Körperpraxis wird auch durch den Vater unterstützt. Im Gegensatz zu Andrea A. wird bei Kris M. bereits eine Inkongruenz zum eigenen Wohlbefinden deutlich, die sich in einer bloßen Geschlechtskörperrepräsentanz als »Kostüm« äußert, aber in keiner Subjektbeschreibung wie etwa »ich bin/war ein Junge« mündet. Kris M. und Rene S. vermitteln ein bewusstes Erlernen von und Bemühen um bestimmte als weiblich bzw. männlich gelesene Körperpraktiken, ohne dass ein Wohlbefinden oder Entsprechen im Sinne einer Zugehörigkeit erreicht wurde. Der Wunsch, sozial intelligibel zu sein, steht im Widerspruch zum eigenen Wohlbefinden.

Rene S.s Erzählung deutet auf die Möglichkeit des Ausprobierens von Körperpraktiken und eines Spielens mit »weiblichen« Körperpraktiken hin. Dies ermöglichte Rene S. ein verändertes Verhältnis zur »Weiblichkeit« zu erlangen. Diesem Ausprobieren ging eine »krasse Abgrenzungsphase« voraus, die es offensichtlich erleichterte, unterschiedliche Körperpraktiken zu testen und prozessorientiertes Fragen (»wie will ich sein« und »wer bin ich«) in einem Dialog *mit sich* zu beantworten. Dabei wird das Geschlecht als formbares, vielseitigeres Instrumentarium und weniger als ein starres Reglement, dem sich Rene S. zu unterwerfen hat, dargestellt. Allerdings werden im Verlauf dieser Erzählungen *Grenzen dieser Körperpraktiken und des unabhängigen Sich-ins-Verhältnis-setzens* deutlich. Es geht nicht nur um ein entscheidendes

Fühlen im Körper und Wohlbefinden für sich, sondern auch um ein Wohlbefinden in Abhängigkeit von Bewertungen anderer. Rene S. deutet einen intergeschlechtlichen Körper an, der sich *in einem Eigensinn* der bewusst weiblichen Inszenierung widersetzte und einen intelligiblen Subjektstatus als »weiblich, verhinderte«.

Geschlechtliche Selbstkonstruktionen als Kind können sich etwa bei Kris M. nur auf einen *formalen Geschlechtseintrag beziehen*, der durch Namensgebungen bzw. Kleidung abgesichert wurde. Mit dem Wissen über die Intergeschlechtlichkeit wurden diese Themen etwa bei Kris M. nicht in das biografische geschlechtliche Werden integriert, sondern als *fremdbestimmte Entscheidungen und Kostümierungen* durch die Eltern (»haben mir Bubengewand angezogen«) und eigene Körpertrainings markiert.

In der biografischen Thematisierung als Kind werden beispielsweise bei Alexis W. *Körperwahrnehmungen* (wie etwa »gröber«, »klobiger«) als anders markiert erinnert, die sich zwar durch ein »Fühlen« ausdrücken, aber ohne den Subjektstatus als Mädchen zwingend infrage zu stellen. Häufig auftretende Formulierungen wie »irgendwie anders«, können sich auf *Abweichungen von Körpernormen* beziehen, sind aber auch als Folge von *Tabuisierungen*, dem *fehlenden Austausch und der fehlenden Unterstützung* zu rekonstruieren. »Anders« kann in diesem Sinne als ein *Alleinsein* mit jenem hier angeführten Themenkomplex von Erfahrungen, Gedanken, Gefühlen und Körperwahrnehmungen verstanden werden.

Während Verhalten, Körper und Sozialisation in der Kindheit noch sehr widersprüchlich verlaufen sein dürfen, wird für die Zeit ab der Pubertät die bewusste aktive Zuarbeit durch bestimmte Alltagspraktiken der Körpermodifikation, Verhalten und bestimmte Interessen beschrieben. Denn die Grenzen der geschlechtlichen Zuordnung werden besonders mit dem Eintreten der Pubertät und der Veränderung des (Kinds-)Körpers deutlich. Dies erforderte, wie etwa Sasha B. beschreibt, eine aktive Zuarbeit, um *einen intelligiblen geschlechtlichen Subjektstatus nicht zu verlieren oder (wieder) zu erreichen*. So rang Rene S. beispielsweise darum, mit eigensinnigen und nicht klar fassbaren »körperlichen Sachen« in WC-Räumen nicht mehr zu irritieren.

Die differenziert formulierten Subjektpositionen von Alexis W. als »Mädchen« und »Tochter« verweisen nicht nur auf die Gefahr des Verlusts des *eigenen* Subjektstatus (als Mädchen); die Infragestellung als »Tochter« barg auch eine Gefahr des *Verlusts eines intelligiblen stabilen Familienstatus* (im Sinne heterosexuelle Eltern mit zwei Töchtern).

1.6 Fazit: Erfahrungen im familiären Kontext

Familiäre Diskurse, Praktiken und Beziehungen sind von heteronormativen Ordnungen durchdrungen und führen im Falle intergeschlechtlicher Menschen zu unterschiedlichen Ausformungen zwischen Tabuisierung und Normalisierung.

Ein Anerkennen einer Geschlechtlichkeit, die sich heteronormativen Geschlechterverständnissen widersetzt, kann in der Familie nicht vorausgesetzt werden. Vielmehr wird einem Konzept einer intelligiblen »Normalfamilie« zugearbeitet. Ist ein Verstehen, Akzeptanz oder gar Unterstützung doch möglich, muss von »Glück« gesprochen werden. Die Erzähler*innen machen ihren Eltern keine Vorwürfe, sondern beschreiben ein fürsorgliches Elternhaus und betten die Erzählungen von Beginn an in eine Familie als Teil der heteronormativen Gesellschaft ein. Familiäre Tabuisierungs- und Normalisierungspraktiken werden zwar problematisiert, aber v.a. als Folge eines heteronormativen Umfelds und durch individuelle Schwierigkeiten der Eltern (durch psychische Erkrankungen, fehlende Bildung, Unerfahrenheit etc.) entschuldigt. Besonders werden in den Erzählungen unterschiedliche Formen von *Tabuisierungen* in der Familie deutlich. Alle berichten von ihrem Anderssein, das sie ab einem gewissen Alter sehr beschäftigt, an ihnen nagt und doch nicht benannt werden kann. Es zeigen sich deutliche Spannungen zwischen dem Wunsch nach und der Angst vor einem Erkennen »des Andersseins« innerhalb der Familie. So ist es auch nicht verwunderlich, dass ein Coming-Out in der Familie in vielen Erzählungen als schwieriges und riskantes Vorgehen markiert wird. Ein Coming-Out als intergeschlechtliche Person (oder mit Variationen der Geschlechtsmerkmale) zeigt deutlich komplexere Schwierigkeiten auf, als diese bereits aus anderen LGBTQ-Kontexten (vgl. z.B. Krell & Oldemeier 2015) bekannt sind: Allen voran ist die *fehlende Sprache* zur Benennung der Intergeschlechtlichkeit und dem damit einhergehenden Themenkomplex, die sich auch noch in der retrospektiven Erzählung als rätselhaftes »Es«, »Das« oder »Mehr« bemerkbar machen.

Die Wirkmächtigkeit von Tabus betrifft nicht nur die intergeschlechtlichen Erzähler*innen selbst, sondern auch ihre Eltern, denen es nicht möglich gewesen zu sein scheint, mit ihrem Kind über Intergeschlechtlichkeit und damit einhergehende Themen zu sprechen. Erste Möglichkeiten des familiären Sprechens und Bezeichnens werden durch höhere Machtinstanzen wie medizinische oder religiöse Kontexte geboten, in denen eine bestimmte Sprache eröffnet wird und zunächst eine erste Beruhigung, Ordnung und Normalisierung hergestellt werden konnte. In beiden Kontexten konnte und durfte über »klinische Blicke« oder durch »Gottes Wille« das Tabu zum Thema gemacht werden. In diesen Settings fanden sowohl die Erzähler*innen selbst als auch die Eltern erste Ansprechpersonen und eine erste Sprache. Dieses Sprechen blieb jedoch in einem sehr eng gesteckten Rahmen: *institutionell* gerahmt wie etwa durch Spitäler oder Kirchen (auch Kris M. ging zu einem Priester, der Priester kam nicht zur Familie), *professionell* gerahmt durch bestimmte Berufsgruppen, deren Sprechen darüber sozial akzeptiert und *thematisch gerahmt* wurde, d.h. das, worüber wie gesprochen wurde. Die Macht des Sprechens, die Funktion als Erziehungsberatung und die Herstellung einer beruhigenden Ordnung erwiesen sich *für den familiären Alltag als deutlich beschränkt*. Auch wenn durch Diagnosen im medizinischen Kontext ein allumfassendes Tabu ein Stück weit aufgebrochen

werden konnte, zeigte sich in der Familie meist dennoch keine Möglichkeit eines offenen Sprechens. Auch am Beispiel von Kris M.s Erzählung »es ist Gottes Wille« wird deutlich, dass auch solche Bezeichnungen, die fern von pathologischen Auffassungen gewählt sind, noch zu keinem familiären Umgang verhelfen. Der wichtige Aspekt, dass Kris M.s Körper vor geschlechtsverändernden Eingriffen geschützt wurde (und sie das richtig fand), ist dabei nicht außer Acht zu lassen. Aber die Wirkmächtigkeit herrschender Machtverhältnisse auf und in der Familie konnten damit nicht entkräftet werden. Das Sprechen war über einen bestimmten Diskurs geregelt. Diagnosen und »Gottes Wille« markierten Variationen der Geschlechtsmerkmale als etwas Schicksalhafteres. Außerhalb dieser Diskurse blieben Eltern und Kind allein bzw. es fehlten weitere Sprech- und Sprachoptionen. Deutlich wird eine große *Leerstelle von psychosozialer und pädagogischer Unterstützung*, die medizinische oder religiöse Kontexte nicht abdecken konnten. So finden sich in den biografischen Erzählungen überwiegend Formulierungen eines »Es«, das weder eine positive Beschreibung enthält, noch einen positiv erlebten familiären Umgang schafft. Die Erzähler*innen verstehen sich als »anders« oder als »Sonderfall« und beschreiben »bis heute« die Notwendigkeit des Versteckens und Verschweigens. Meine Analysen verweisen auch darauf, dass das beschriebene »Anders«-Sein nicht nur auf die Variationen der Geschlechtsmerkmale bezogen, sondern auch ein Ausdruck von Einsamkeit sein kann.

Elternaufklärung und -beratung, die berechtigt festhält, dass »nichts falsch oder krank an dem Kind sei« (IGLYO et al. 2018, S. 4) bzw. auffordert, mit ihren Kindern über Inter* offen und früh genug zu sprechen (vgl. z. B. Jones 2017; IGLYO et al. 2018), bietet auf Basis der vorliegenden Ergebnisse noch keine ausreichende Lösung. Auch Eltern handeln in heteronormativen Machtverhältnissen und können sich Silencingprozessen nur schwer widersetzen. In meinen Analysen wird eine bestimmte Hilflosigkeit der Eltern und Kinder deutlich, die besonders im Schweigen, Normalisieren, Umgehen der *eigentlichen* Thematik und Tabuisierungen ihre Ausformungen besteht. Dabei verhindert das Verschweigen nicht das Gefühl des Andersseins, sondern *verstärkt* es auf besondere Weise. Die Folgen sind schwerwiegend und können sich, wie bei Sasha B., bis zu einem Suizidversuch auswirken. Die Spannung und Not jahrelanger Tabuisierungspraktiken spitzt sich v.a. auch durch widerständige Körperprozesse (wie etwa in der Pubertät) zu. Dabei werden nicht nur das eigene Selbst als problembehaftet verstanden, sondern auch mögliche Folgen der gesamten Familie. Die Erfahrungswelt der Eltern benötigt noch mehr Aufmerksamkeit, als meine Studie, die die Eltern selbst nicht befragte, leisten kann¹¹.

Während Diagnosen, Behandlungen oder »Gottes Wille« überwiegend kein ausreichendes offenes Sprechen ermöglichten, war dies nach dem einschneidenden fa-

11 Krämer (2021) bietet erste Aufschlüsse über das elterliche Erleben von Kindern, die innerhalb der ersten Lebensjahre intergeschlechtlich gelesen wurden.

miliären Ereignis des Suizidversuchs von Sasha B. teilweise möglich. Diesem Sprechen gingen vor allem Konflikte voraus, die die Komplexität der (Nicht-)Thematisierung verdeutlichen: Einerseits wird eine große Wut und Verzweiflung über die belastete und von Verheimlichungen geprägte Eltern-Kind-Beziehung deutlich, andererseits muss das Wissen über die Familie innerhalb heteronormativer Machtverhältnisse berücksichtigt und gar als liebend und schützend bewertet werden. In dieser ambivalenten Spannung bewegen sich alle biografischen Erzählungen.

Letztlich wird in den Erzählungen aber die Unmöglichkeit deutlich, auf Dauer die familiären Normalisierungs- und Tabuisierungspraktiken zu ertragen. Eine selbstbestimmtere Übernahme als »mein Thema« fand überwiegend in Abgrenzung zu bisherigen Fremdbestimmungen und elterlichen Tabuisierungen statt. Die Tabuisierung wurde allerdings vorerst selbstbestimmt fortgeführt und kann als einleitende Phase eines Emanzipationsprozesses gelesen werden. Konkrete Ausformulierungen der umfassenden Bereiche rund um das Thema Intergeschlechtlichkeit gelangen kaum, wodurch die eigenen sprachlichen Grenzen und Auswirkungen der Tabuisierungen und Normalisierungsdiskurse deutlich werden und fortgeführt werden müssen. Zukünftigen Studiendesigns sind dahingehend zu reflektieren. Fragen nach explizitem Druck oder einem aktiven Training hin zu einem binären Geschlechterverhalten berücksichtigen die subtilen Normalisierungs- und Tabuisierungsprozesse zu wenig (z.B. Jones 2017, S. 16). Formulierungen wie »es« und »das« markieren die nicht ansprechbaren Tabubereiche, die sich in ganzen *Vorbereichen rund um die Intergeschlechtlichkeit* (als Diagnose oder stille Erkenntnis eines ›anderen Körpers‹) ausbreiten. Auch in den Erzählungen selbst kann oftmals noch nicht über die Intergeschlechtlichkeit und dessen Aushandlung in der Familie explizit gesprochen werden. So finden sich *Deckerzählungen* (etwa über versteckte Hygieneartikel oder körperlose Erziehung), um zu verdeutlichen, dass Geschlechtliches und Körperliches und damit einhergehende Gefühle nicht thematisiert und verheimlicht werden müssen. Andere Beispiele können oft nur unzulänglich benannt werden, weil vieles diffus bleibt. Es fehlen konkrete Worte und Beschreibungen rund um das Thema. Die Rede von »Atmosphären« und einem »Spüren« verleihen dem schwierigen Thema Ausdruck und führen *über das Thema Intergeschlechtlichkeit als Körperlichkeit hinaus*. So ist das »Es« einerseits als Bezeichnung auf Variationen der Geschlechtsmerkmale und auf Diagnosen bezogen, aber auch auf damit einhergehende *Gefühle, familiäre Atmosphären, familiäre Beziehungen, Tabus und Fragen nach der eigenen Identität*.

Mit der biografischen Bezugnahme auf die Intergeschlechtlichkeit im Interview oder Schreibaufruf besteht eine Notwendigkeit der Selbstthematisierung als intergeschlechtliches Subjekt. Dabei gehen Erzähler*innen mit hoher Reflektiertheit auf Geschlechterkonstruktionen ein. Einerseits orientieren sich die interviewten Personen als erzähltes und erzählendes Ich innerhalb einer heterosexuellen Matrix, andererseits führen sie durch die Notwendigkeit der bewussten Zitierung von

Geschlechterkonstruktionen und -praktiken diese ad absurdum und brechen damit Grenzen auch auf. Als tabuisierte und normierte geschlechtliche Subjekte nutzen die Erzähler*innen die Fragilität, Vielfalt und Widersprüchlichkeit scheinbar eindeutiger Subjektpositionen, Identitäten, Sozialisationen und geschlechterstereotypen Verhaltens, um binäre eindeutige Geschlechterdifferenzen aufzubrechen. Sie machen sich das notwendige Scheitern einer scheinbaren Eindeutigkeit sprachlich zunutze und verschieben sie zu einer inter*Erzählung. Dabei nutzen sie Begriffe wie »beides«, »mehr«, »burschikos« »Kind mit männlichem Geschlechtseintrag« oder »verpatzt«. Diese Reflektiertheit über Geschlechterkonstruktionen ist nicht nur retrospektiv in den Erzählungen vorhanden, sondern bereits in der Zeit als Kind oder Jugendliche*r zu rekonstruieren. Das geschlechtliche Werden und Zuarbeiten zu einem intelligiblen geschlechtlichen Subjekt wird v.a. über unterschiedliche geschlechtlich markierte Körperpraktiken beschrieben. Sie sollen einerseits einen vorhandenen geschlechtlichen Subjektstatus absichern oder ihm aktiv Zuarbeiten, wenn der Körper oder das eigene »Wohlbefinden« bestimmten Anrufungen und Zuschreibungen widerspricht. Die Erzählungen sind Suchbewegungen und ein Austarieren zwischen Anrufungen, Zuschreibungen, Körperwahrnehmungen, dem eigenen Wohlbefinden und der Abhängigkeit von den Bewertungen Anderer. Dabei wird nicht nur die eigene Person berücksichtigt, sondern die gesamte Familie, deren Anerkennung innerhalb von heteronormativen Konzepten als *intelligible Normalfamilie* geschützt werden muss.

